Hilf mit!

Illustrierte Deutsche Schülerzeitung



Januar · Nr. 4 / 1938

Was will denn der mit dem Knipskasten?

Aufnahme: Erich Retzlaff

Dr. von Leers:

Das Lied der deutschen Einheit

Trostloser war kaum eine Zeit in deutschen Landen als jene, die auf den großen, begeisterten Aufschwung der Befreiungskriege folgte. Das einheitliche, große, machtvolle Deutschland — was war daraus geworden? In 34 „Vaterländchen" zerrissen, ersehnte das deutsche Volk vergebens eine Einheit. Und jede Sehnsucht nach dem großen geeinten Vaterlande war ein Verbrechen in den Augen der verschiedenen „Landesväter". —

In Breslau, in einer engen, alten Gaststube, sitzen einige Herren zusammen. Es ist das Jahr 1841, und die hier ihren Wein trinken, sind alles gereifte, nachdenkliche Männer, Professoren der Universität in Breslau, Männer, die es mit viel Arbeit im Leben zu etwas gebracht haben.

Der große Mann mit dem kantigen Gesicht und dem weißen Spitzbart, der Professor Hoffmann aus Fallersleben, spricht: „Jakob Grimm, mein lieber Lehrer, der mich erst auf alle die Herrlichkeiten unserer deutschen Sprache aufmerken ließ, der unsere deutschen Volksmärchen gesammelt hat, hat mir einmal erzählt, wie bei dem alten Freiherrn vom Stein Haussuchung gemacht wurde. Sie wissen, wie der Freiherr in Verdacht gekommen war, für des deutschen Volkes Einigkeit zu werben. Man hatte ihn angezeigt — und eines schönen Tages kommt die Polizei auf sein kleines Schloß. Da hat der alte Herr dagesessen und hat nur eine bittere und spöttische Mundbewegung gemacht, hat auch dem Beamten ruhig den Schlüssel zu seinem Schreibtisch übergeben.

Als der nun zu wühlen angefangen hat, da hat er einen Bündel alter Briefe herausgeholt. Er hat sich darin vertiefen wollen, der Reichsfreiherr aber hat gesagt: „Das sind noch Sachen aus der Zeit, da ich die preußischen Bauern von der Leibeigenschaft frei gemacht habe, das können Sie ruhig lesen!" Dann hat der Beamte eine andere dicke Aktenmappe genommen. — Stein hat wieder nur gelächelt und hat gesagt: „Das sind die Entwürfe für die Aufrufe an das Volk Ostpreußens aus dem Frühjahr 1813, als ich dort den Befreiungskrieg gegen Napoleon in Gang setzte." „Ach so", hat der Beamte gesagt und nach einem neuen Paket gefaßt. „Das sind meine Denkschriften für den Wiener Kongreß, als man Deutschland um die Einigung betrog", hat der Freiherr langsam gesagt, dann hat der Beamte Seite für Seite gelesen — und dann sind ihm die Tränen in den Augen gestanden, und er hat sich immer wieder entschuldigt und gesagt, daß er doch auch nur seine Pflicht tue. Stein aber hat ihn dann ganz höflich bis an die Tür begleitet und bis an die Treppe des Hauses.

Aber er hat das wohl nie verwunden, daß man bei ihm Haussuchung gemacht hat wie bei einem Verbrecher." — Die andern sind ganz still geworden. — Es ist spät am Abend und die Gaststube sonst leer. Da setzt sich einer an das alte Spinett und spielt leise „Was ist des Deutschen Vaterland?"

Und einer, der zurück im Halbdunkel sitzt, sagt leise dazwischen: „34 Königreiche, Großherzogtümer, Herzogtümer, Fürstentümer und die Freien Städte nicht zu vergessen — das ist das deutsche Vaterland. Im übrigen das Untersuchungsgefängnis!"

August Heinrich Hoffmann von Fallersleben steht auf: „Ich halte es manchmal in Breslau nicht aus. Ich will dieser Tage meine Ferien benutzen und an die Nordsee fahren. Das Meer ist Freiheit — man kann sogar dort laut sprechen, denn wenn die Wogen rollen, hört es kein Aufpasser."

*

In dem kleinen hannoverschen Städtchen geht Hoffmann von Fallersleben auf dem Markt auf und ab, wartet bis die Postkutsche wieder angespannt wird, die ihn rumpelnd nach Hamburg tragen soll. Er bewundert die schönen alten Fachwerkhäuser, freut sich an den Tauben, die hin und her fliegen — da kommt drüben aus dem Rathaus ein kleiner, krummbeiniger Mann mit einem Zwicker auf der Nase auf ihn zugeschrägelt: „Sind Sie der Professor August Heinrich Hoffmann, geboren zu Fallersleben, am 2. April 1798, jetzt tätig zu Breslau?"

Hoffmann sieht den kleinen vierschrötigen Kerl ein wenig von oben lange an: „Der bin ich in der Tat, mein Herr!"

„Dann habe ich Ihnen zu eröffnen, daß Sie auf besondere Anweisung Seiner Majestät des Königs von Hannover innerhalb 24 Stunden hannöverschen Boden zu verlassen haben!"

„Und verrät mir Seine Majestät der König von Hannover, warum ihm an der Beschleunigung meiner Reise so sehr viel gelegen ist?"

Der kleine Kerl nimmt eine steife Amtsmiene an: „Das wird Ihnen wohl selber bewußt sein. Sie haben für die sieben Professoren der Universität Göttingen, die öffentlich gegen die Regierung Seiner Majestät des Königs von Hannover protestiert haben, ebenso öffentlich Stellung genommen, Sie haben dies in einem despektierlichen Gedicht getan, in dem Sie geschrieben: „Auf's Schmeichlerpack und Schranzenpack — nur Knüppel aus dem Sack!" Und Sie haben als schlimmstes Ihrer zahlreichen Vergehen in Wort und Schrift von der deutschen Einheit gefabelt und damit die Jugend gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit ihrer Landesfürsten aufgehetzt." Hoffmann mustert ihn von oben bis unten: „Ich denke, Sie sind auch Deutscher, mein Bester?" „Ich bin Königlich hannöverscher Beamter und habe nur meine Amtspflicht zu erfüllen."

„Und Deutschland kennen Sie nicht?"

„Deutschland ist nur ein Begriff — aber diese Ausweisung ist eine Tatsache!"

Hoffmann dreht ihm den Rücken zu, geht zu der Postkutsche, setzt sich auf den Bock neben den „Schwager", wie man damals den fahrenden Postillion nannte — und davon rumpelt der Wagen. —

Auf Helgoland braust die See, weht der Wind, lacht die liebe Sonne auf dem weißen Strand, dem roten Felsen, der grünen Insel mit ihren hellen Friesenhäusern. Hier ist es hell und schön — hier weht der Nordseewind die Seele frei von Kummer. Die Insel war damals englisch — wie das benachbarte Schleswig-Holstein unter dänischer Herrschaft stand. Eines Abends, als der Sommerhimmel rotgolden im Abendschein steht, sitzen draußen vor der Wirtschaft einige englische Herren. Man kommt ins Gespräch, und einer der Engländer sagt: „Es gibt Völker aller Art, die unter englischer Herrschaft stehen. Englands Macht ist so groß, daß wir selbst von jedem Volk Europas einen kleinen Splitter unter der englischen Fahne haben."

Hoffmann hört zu, schweigt. Der Engländer fährt fort: „Franzosen wohnen auf den normannischen Inseln im Kanal, sie stehen unter englischer Herrschaft; auf unseren Westindischen Inseln sind es Neger und Spanier — hier in Helgoland sind es Deutsche — nicht wahr, Herr Hoffmann?"

„Ja, leider, es sind deutsche Friesen, ein alter deutscher Stamm!"

„Warum sagen Sie „leider"?"

„Weil ich an das einige große Deutschland von Morgen glaube!"

Der Engländer streckt seine langen Beine vor und lehnt sich zurück: „Glauben dürfen Sie — sehen werden Sie es nie. Ihre drei Dutzend kleiner und großer Fürsten haben Deutschland so sauber aufgeteilt, daß aus diesen Fetzen und Lappen niemals mehr ein einiges Deutschland wird. Dichter und Denker dürft ihr sein — die Politik überlaßt bitte anderen Menschen, die auf diesem Gebiet Erfahrung haben."

Hoffmann sieht vor sich hin, steht dann leise auf und geht mit kurzem Gruß. In seiner Brust wühlt die Erregung: „Hat wirklich dieser selbstbewußte Fremde recht, muß überall deutsches Land unter fremder Herrschaft stehen, müssen die Deutschen immer nur im Wolkenkuckucksheim leben und die anderen Völker indessen die Erde beherrschen?"

Fern auf der See kommen und gehen die Lichter von Schiffen; es ist die Fahrstraße nach Hamburg, die hier von Helgoland aus England unter Aufsicht hat. Warum eigentlich? Warum muß dieser Schlüssel zum deutschen Hause in fremder Hand sein. Schwer atmend steht er und schaut auf die See hinaus. Und dann kommt es über ihn wie ein Rausch, erst leise, dann immer lauter singt er vor sich hin, die Verse, die sich ihm in diesem Augenblick von selber formen:

„Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt;
Wenn es stets zu Schutz und Trutze,
Brüderlich zusammenhält . . ."

Das Lied läßt ihn nicht los. Vers fügt sich zu Vers:

„Deutsche Frauen, deutsche Treue . . ."

*

Es ist gut ein Jahr später in Breslau. In einem kahlen, weißen Raum, mit einem Amtstisch in der Mitte, sitzt der Ministerialrat vom Ministerium, der Rektor der Universität Breslau und ein hoher Richter.

Professor Hoffmann hat ganz graue Haare bekommen. Der Ministerialrat aber spricht:

„Die Untersuchung gegen Sie hat ergeben, daß Sie in Wort und Schrift und in der Tat für den fluchwürdigen Gedanken der deutschen Einheit eingetreten sind. Sie haben in spöttischen und aufreizenden Gedichten dem deutschen Volk das Traumbild eines deutschen Reiches vorgehalten, ja, es zu seiner Verwirklichung aufgefordert. Sie haben dabei sich darüber klar sein müssen, daß die Schaffung eines solchen Reiches mit der Einschränkung, wenn nicht mit der Beseitigung der Herrschaftsrechte aller deutschen Fürsten verbunden sein muß.

Sie haben schließlich mit jenem aufrührerischen Lied, das Sie gedichtet haben und das heute bereits zum Bekenntnis aller Unruhestifter geworden ist, offen ausgesprochen, daß Ihnen „Deutschland über alles geht" — „über alles" — also auch über seine Majestät den König von Preußen, über die deutschen Bundesfürsten, über alle von Gott eingesetzte Obrigkeit. Sie behaupten damit, daß das deutsche Volk und das Deutschland, wie Sie es sich ausmalen, für Sie den höchsten Wert im Leben darstellt."

„Das tue ich in der Tat!"

„Da Sie es selber also noch einmal zugeben, so ist an Ihrer Schuld gar kein Zweifel möglich — und damit spreche ich Ihre Entlassung als Professor der Königlich Preußischen Universität Breslau ohne Pension aus." —

Es ist viele, viele Jahre später, genau 30 Jahre. In der alten Bibliothek zu Corvey sitzt ein eisgrauer Mann. Draußen ist Winter, die Flocken treiben. Er hat ein Zeitungsblatt vor sich und liest einmal über das andere den Bericht, wie König Wilhelm zu Versailles zum Deutschen Kaiser gekrönt wurde. Seine Augen bleiben auf der Zeile haften: „In allen Feldlagern um Paris wurde das Lied: Deutschland, Deutschland über alles . . . gesungen."

Das ist sein Lied, das Lied der Sehnsucht von dreißig Jahren.

Seine Frau legt ihm still die Hände auf den Kopf: „Bist du nun glücklich?"

„Fast, beinahe ganz glücklich . . ."

„Und warum bist du noch nicht ganz glücklich? Es ist doch dein Lied, das sie gesungen haben."

Der Alte steht auf und zeigt auf eine Wandkarte, deutet mit der Hand auf Österreich: „Dies sind auch alles Deutsche, und die sind noch nicht dabei! Das Großdeutsche Reich — das bleibt noch die Aufgabe für die Enkel . . . Aber es ist ein Schritt weiter, ein großer Schritt . . ." Und er setzt sich an das Klavier und spielt leise die Takte des Liedes, das er vor mehr als dreißig Jahren dichtete und das zum Bekenntnis eines Volkes wurde.



Hoffmann von Fallersleben, der Dichter des Deutschlandliedes
Sammlung Handtke, Berlin

Treue

Das deutsche Volk ist immer nur dann stark und mächtig gewesen, wenn alle seine Stämme und Stände zusammenstanden. Erst der geeinte Wille tausender und zehntausender Männer, die in geschlossener Abwehrfront und in treuer Kameradschaft sich gegen ihre Feinde wandten, vermochte entscheidende Siege zu erringen. Wenn wir heute von den Kämpfen der Germanen hören und die Ereignisse jener Zeit verfolgen, können wir immer wieder feststellen, daß unser Volk nur immer in der großen, geschlossenen Einheit zu einem gefürchteten Gegner aller Feinde des Volkes wurde. Aber wir erfahren dann auch, daß an der Spitze immer ein Führer stand, dem die große Gefolgschaft bedingungsloses Vertrauen entgegenbrachte. Dieses Vertrauen zwischen dem Führer und der Gefolgschaft ist die wichtigste Grundlage für einen erfolgreichen Kampf einer großen Volksgemeinschaft. — Der tüchtigste und beste Mann wurde immer zum Führer erwählt. Die Männer wußten dann, daß sie sich auf ihn verlassen konnten und daß er ihre Sorgen und Angelegenheiten genau so hartnäckig durchkämpfen würde, als wenn es seine eigenen wären. Sie wußten, daß sein ganzer Einsatz allein der Volksgemeinschaft gilt.

So wie wir das in der Vergangenheit unseres eigenen Volkes immer wieder feststellen können, so finden wir das gleich bei allen anderen Völkern. Wo aber in der Geschichte die Männer eines Volkes nicht zusammenstanden und nicht in Treue mit ihrem Führer verbunden waren, mußten sie anderen stärkeren Völkern weichen. Nur dann, wenn Führer und Gefolgschaft eine große, starke Einheit des Willens bilden, vermochten sie die Kämpfe gegen ihre Feinde und gegen alle Schwierigkeiten siegreich zu bestehen. — An welche Zeiten der Geschichte wir auch zurückdenken mögen, immer wird uns gezeigt, daß die Treue der Gefolgschaft entscheidend gewesen ist für das Gelingen großer und gewaltiger Pläne. Was wäre ein Alexander der Große ohne seine Phalanx, was ein Cäsar ohne seine Legionen, was aber auch die Potsdamer Garde ohne einen Friedrich den Großen und was die „Grande armee" ohne Napoleon gewesen. Daraus können wir ersehen, daß es also umgekehrt genau so ist. Ein bedeutender Mann braucht zur Verwirklichung seiner Ideen immer eine Gefolgschaft, und wenn sie noch so klein ist, und andererseits braucht eine Gefolgschaft immer einen Führer, sonst wird sie nie etwas erreichen können.

Aber wir wollen auch einmal an jene treuen Gefolgsmänner und Vasallen denken, die zu allen Zeiten der Geschichte in unerschütterlicher Treue und mit nie ermüdender Einsatzbereitschaft den großen Führern zur Seite gestanden haben. Wir kennen sie zum großen Teil bereits, da ihre Treue als ein leuchtendes Beispiel in vielen Sagen und durch die Geschichte bis heute fortlebt. Wir alle kennen aus der Siegfriedsage den Mann, der bis zum letzten für seinen König gekämpft hat und so nicht nur der treueste Gefolgsmann, sondern selbst ein Held wurde. Hagen war es, der König Gunther zur Seite stand. Dieser Mann ist durch seine Treue zu einer der hervorragendsten Gestalten der ganzen Siegfriedsage überhaupt geworden.

Die Treue solcher Männer hat vielfach den großen Führern erst die Möglichkeit gegeben, alle ihre Kämpfe erfolgreich zu bestehen. Was wäre oft ein Führer gewesen, wenn er nicht solche Männer gehabt hätte, auf die er sich bedingungslos verlassen konnte. Besonders aber die deutsche Geschichte zeigt viele schöne Beispiele von der Treue und der Verbundenheit zwischen Führer und Gefolgschaft. Soweit wir in der Geschichte unseres Volkes zurückdenken können, immer war die Treue die größte Tugend der Männer. Das galt bei den Germanen, das galt zu allen späteren Zeiten und das gilt auch heute wieder. Und diese Treue ist gerade die stolzeste Eigenschaft der Deutschen. Deshalb weiß man auch in aller Welt, wenn ein Deutscher etwas verspricht, dann hält er das auch auf jeden Fall. Uns erscheint es schon fast selbstverständlich. Ein gegebenes Wort muß gehalten werden, ein geleisteter Schwur ist unabänderlich! Für uns ist der Begriff der Treue eine Eigenschaft, mit der wir uns so verwachsen und verbunden fühlen, daß wir sie gar nicht aus unserem Leben fortdenken könnten. Wenn mir ein Freund etwas verspricht, dann weiß ich, er wird sein Versprechen auch halten. Tut er das nicht, so ist er nicht wert, mein Freund zu sein. Ein Mann, der nur immer schwört und verspricht, aber nachher nicht zu seinem Wort steht, wird bald von allen anständigen Menschen gemieden werden. Solch ein Mensch gehört nicht zur Gemeinschaft. Keiner will mehr etwas mit ihm zu tun haben. Er mag dann auch noch so oft sagen, er wolle sich bessern. Es nützt alles nichts. Wenn er erst einmal das Vertrauen, das andere in ihn gesetzt haben, mißbraucht hat, so wird er es nie oder nur ganz selten wieder erringen. — Das wissen wir alle selbst und erleben es fast jeden Tag. Von dem einen wissen wir, auf den können wir uns verlassen. Der hält bestimmt sein Wort. Aber da ist ein anderer, der uns schon so oft etwas versprochen hat, es aber nur immer bei dem Versprechen ließ und nie sein Wort eingelöst hat. Mit dem mögen wir dann nicht gern etwas zu tun haben. Wir wissen recht bald, ob wir uns auf jemanden verlassen können oder nicht. Und einige Freunde haben wir vielleicht sogar, von denen wir ganz genau wissen, sie werden auch dann zu uns stehen, wenn es uns einmal schlecht geht.

Nicht anders ist es auch bei den großen Führern der Völker. Sie brauchen Männer um sich, auf die sie sich unbedingt verlassen können. Am besten aber bewährt sich die Treue in den Stunden des Kampfes und der Not. Erst dann zeigt es sich endgültig, wer zu seinem Wort steht und wer nicht. Dann kann man erst unterscheiden, was Heuchelei und wer ein aufrichtiger Mann ist. Erst in den Zeiten des Unglücks zeigt es sich, welches die wirklich einsatzbereiten Männer sind. Es braucht oft nur ein ganz kleines Häuflein, ja, sogar nur ein Mann zu sein, der unerschütterlich für den Führer einsteht. Es wird sich zeigen, daß diese Treue unüberwindlich ist. Und wenn es nur ein Siegen oder Sterben gibt, dann kämpfen diese treuen Recken bis zum letzten Atemzug. Ihre Treue wird den schönsten Lohn erhalten durch den Sieg der Idee, für die sie an der Seite ihres Führers gekämpft haben.

Das ist der Dank, den solche Männer erhalten. Sie werden am reichsten belohnt, wenn sie sich weiter einsetzen dürfen. Viele Worte des Dankes und schöne Reden mögen diese treuen Vasallen nicht, ihnen ist es eine Selbstverständlichkeit, um die es sich nicht lohnt, viele Worte zu machen. Und das ist die richtige und natürliche Auffassung von dem Begriff der Treue.

Aber so, wie es zwischen einem Führer und seinen vertrautesten Mitarbeitern ist, muß es auch in der großen Gefolgschaft sein. Wenn das alles anständige Kerle sind, auf die sich die Führer verlassen können, dann ist diese Gemeinschaft unüberwindlich. Jeder einzelne in einer großen Gefolgschaft muß soviel Ehre, Einsatzbereitschaft und Treue besitzen, wie sie zwischen dem Führer und seinen engsten Mitkämpfern besteht. Die Männer der Gefolgschaft unter sich müssen füreinander einstehen und für die Führer. Sie wissen auch, daß ja ihre Führer nur für sie selbst kämpfen, für die Gefolgschaft, für das Volk, denn sonst wäre ja überhaupt alles vollkommen sinnlos. Die Männer stehen alle für die gleiche Sache ein. Sie alle kämpfen für die große Gemeinschaft. Wenn sie den Führer verlassen, sind sie selbst machtlos. Ein Führer muß immer an der Spitze stehen. Und das kann immer nur ein Führer sein. Ihm zur Seite stehen dann die Treuesten und Tüchtigsten der Gefolgschaft. Diese große Gemeinschaft, die aufgebaut ist auf den Gedanken der Treue, wird ein starker und fester Block sein, gegen den alle Feinde und alle Versuchungen vergeblich anrennen werden.

Das alles hat die Geschichte des deutschen Volkes und aller anderen Völker immer wieder bewiesen, und wir selbst kennen diese Beispiele besonders durch die Sagen, in denen die Treue und Einsatzbereitschaft und der Kampf der Völker in unsere Zeit überliefert worden ist, denn solcher Ruhm ist unvergänglich.

Roland.



Aufnahme: Heinrich Hoffmann

Generaloberst Hermann Göring

Reichsluftfahrtminister

Thomas Bruck:

Attentat in Schönbrunn

Der Glöckner des mächtigen Doms zu Erfurt schaut an diesem grauen Septembermorgen mit trauernder Verwunderung vom hohen Turm auf die Stadt und wendet sich dann ab. Seit nunmehr zwei Jahren, seit den unheilvollen Tagen von Jena und Auerstedt ist Erfurt napoleonische Festungsstadt mit französischem Kommandanten und französischer Besatzung. Und heute wird er selbst kommen, der große korsische Eroberer. Außer Napoleon ist auch der russische Kaiser Alexander nach Erfurt unterwegs. In dem alten kurmainzischen Statthalterpalais, dem Wohnsitz Napoleons während der Erfurter Tage, soll ein Bündnis zwischen den beiden Monarchen geschlossen werden.

Soviel weiß der alte Glöckner. Und er selbst hat den Befehl erhalten, die alte, schwere Domglocke „Maria Gloriosa" zum Klingen zu bringen, sobald der Wagenzug des Kaisers das Brühler Tor erreicht hat. In den sonoren Klang der „Maria Gloriosa" wird dann der Glockenchor von den anderen achtzehn Kirchtürmen einfallen zur Huldigung und zur Begrüßung des korsischen Eroberers. Ein Zittern durchläuft die Gestalt des alten Glöckners in Gedanken an den Kaiser. Er teilt mit den andern die Achtung vor der Leistung des kleinen Korporals, den sie Napoleon heißen; aber jener ist und bleibt für ihn der Feind, der machthungrige Eindringling.

Ein scharfer Befehl schreckt den Glöckner aus seinen Gedanken. Der französische Korporal, der den Glöckner und seinen Gehilfen im Glockenturm bewacht, zeigt mit aufgeregten Gesten nach Westen. Von dort nähern sich der Stadt drei große Reisewagen mit der kaiserlichen Standarte. Und wenige Minuten später, als die Wagenreihe durch das Tor in die Stadt einfährt, setzt das weit ins Thüringer Land hin schallende Glockengeläut ein.

Aufnahmen: Scherl



Napoleon I.

Könige und Herzöge sind angetreten

Unter der Menge, die vor dem einstigen Statthalterhaus, dem jetzigen Kaiserpalais, die Ankunft des Korsen erwartet, steht auch der sechzehnjährige Kaufmannslehrling Friedrich Staps. Seine Gedanken gehen ähnliche Wege wie die des alten Glöckners. Warum jubelt das Volk dem fremden Kaiser zu? Hat er nicht Deutschland unterjocht? Hat er nicht unendlich viel Leid über das Land gebracht, Leid und Not, Blut und Tod? Friedrich Staps schaut herüber zum Eingang des Statthalterpalais. Mit Ordensbändern und -sternen geschmückt stehen dort die Fürsten in ihren Galauniformen, die Könige von Württemberg und Sachsen, die Herzöge von Baden, Oldenburg, Mecklenburg und der sächsischen Kleinstaaten, die Fürsten von Dessau, Waldeck, der Reußschen Kleinstfürstentümer und viele andere deutsche Fürsten, Prinzen, Herzoginnen und Prinzessinnen. Friedrich Staps hat alle ihre Namen gelesen, und von Namen zu Namen ist er nachdenklicher geworden. Wenn alle diese deutschen Fürsten vor dem fremden Kaiser ihren Hofbückling machen, müssen sie doch einverstanden sein mit seinen Willkürakten! Dann müssen sie doch einverstanden sein, daß ihre deutschen Untertanen in den nimmersatten Heeren Napoleons für die Sache des korsischen Herrschers auf fremdländischen Schlachtfeldern verbluten.

Staps kann die Gedanken nicht loswerden; bei jedem Franzosen, den er sieht, bei jedem französischen Wort, das er hört, kehren sie zu ihm zurück. Er wäre auch am liebsten heute aus Trotz zu Hause geblieben. Aber die Möglichkeit, den Mann, vor dem ganz Europa die Knie beugt, von Angesicht zu Angesicht zu sehen, hatte ihn dann umgestimmt. Und nun steht er und wartet. Vom Brühler Tor her nähert sich jetzt das Rufen und Schreien: „Vive l'empereur". Die Menge reißt die Mützen und Hüte herunter. Einzelne schwenken den Hut. Friedrich, der barhäuptig ist, bleibt still und steif stehen. Nun kommen die Wagen heran, von prächtigen Pferden gezogen. Voraus ein Zug Gardejäger; und im ersten Wagen, einer offenen, grün ausgeschlagenen Kalesche, der Kaiser Napoleon I. Staps richtet seine Augen starr auf den Korsen, als wollte er ihn zwingen, das verschlossene Jungengesicht aus der Menge heraus zu erkennen. Die Wagen fahren vorbei. Halten. Aus der Reihe der Fürsten eilt einer an den Wagenschlag. Sein Name eilt durch die Menge: der König von Sachsen. Von diesem Monarchen geleitet, verschwindet Napoleon mit seinen Reisebegleitern in das wahrhaft kaiserlich hergerichtete Statthalterhaus.

An diesem Tage und auch an den folgenden kreisen Friedrich Staps Gedanken mehr denn je um Napoleon. Er ertappt sich, wie er den großen Korsen bewundert, und freut sich dann wieder, daß er ihn hassen kann. In diesem unruhigen Hin und Her seiner Gedanken und Gefühle bringt schließlich ein Brief Ordnung und Beruhigung, der ihn von seinen Eltern erreicht. Der Vater, der in Naumburg als Pfarrer tätig ist, schreibt ihm, er möge nie verzagen, sondern stets den Kopf oben behalten. Der Herrgott im Himmel werde schon alles zum besten lenken.

„Ich werde Napoleon töten!"

Monate gehen ins Land. Da erreicht Erfurt die Nachricht, daß Napoleon mit Österreich im Krieg liegt. In Unterhaltungen mit Freunden und älteren Kollegen hört Staps, daß eine Niederlage Österreichs den Untergang Deutschlands bedeuten würde; denn dann besteige Napoleon als Tyrann den Thron von Europa, und Deutschland verschwinde von der Weltkarte. Solche Gedankengänge rufen in dem jungen Pfarrerssohn die alte Unruhe wieder wach. Die erneuten Siege des Korsen steigern den Haß des Jungen.

Eines Tages tritt er vor seine Freunde hin und erklärt, er werde den Tyrannen töten; denn solange Napoleon lebe, gebe es keinen Frieden in Europa. Aber sie lachen ihn aus und nennen ihn einen Phantasten.

Von diesem Tage an meidet Friedrich Staps seine Bekannten. Er verachtet sie, weil sie wohl hin und wieder von Freiheitstaten reden, aber selbst keinen Finger rühren. Er will mit ihnen nichts gemeinsam haben, er will handeln.

Und als sich wieder ein September dem Ende zuneigt, ist Friedrich Staps eines Morgens aus Erfurt verschwunden. Auf die Nachricht der österreichischen Niederlage in Wagram hin hat er sich heimlich Geld und einen Reisewagen besorgt, in dem er sich nach Wien auf den Weg macht.

In einem Abschiedsbrief teilt er den Eltern mit, daß er sich bei seinem Vorhaben als Werkzeug Gottes fühle.

Zwischenfall bei der Truppenschau

Es ist ein frischer, freundlicher Oktobertag. Napoleon schaut vom Fenster seines Zimmers im Schloß Schönbrunn, dicht bei der österreichischen Kaiserstadt gelegen, hinunter in den Schloßhof. Für den heutigen Tag ist eine Truppenschau angesetzt. Die Gefechte der vergangenen Monate haben die Reihen der Armee gelichtet. Nun will er sehen, ob er sich auf seine Truppen für die kommenden Schlachten verlassen kann. Mit General Rapp, der den Befehl hat, während der Parade an der Seite des Kaisers zu bleiben, geht er hinunter. Blank leuchten schon von weitem die Helme und Harnische der Kürassiere und Husaren in der Oktobersonne. Der Kaiser steigt die breite Schloßtreppe hinab. Am Fuße der Treppe stehen Bittsteller. Veteranen, die wieder unter Gewehr treten wollen. Soldaten, die einen kurzen Sonderurlaub, eine Versetzung zu einem anderen Truppenteil vom Kaiser erbitten. Napoleon hört sich die verschiedenen Anliegen an; er verweist die Bittsteller an seine Adjutanten. Da tritt plötzlich ein junger Mann aus der Menge der Wartenden auf den Kaiser zu und ruft ihm etwas entgegen. Napoleon übersieht ihn und wendet sich ein paar Offizieren der Jäger zu Pferde zu. Der Jüngling versucht noch näher an den Kaiser heranzukommen. Da springt General Rapp hinzu und drängt den Vordringling zurück. Ein Gendarmerie-Offizier eilt herbei. Der Junge wehrt sich. Er wird überwältigt! Zur großen Überraschung findet man in seiner Brusttasche ein offenes Dolchmesser.

Napoleon, der den kleinen Zwischenfall kaum bemerkt hat, will an Rapp eine Frage richten, da sieht er, daß der General nicht an seinem Platz ist. Im gleichen Augenblick eilt der Vermißte auch schon herbei.

Was es gab, will der Kaiser wissen.

„Nichts Besonderes", entgegnet der General; „ein Knabe, offenbar ein Deutscher, wurde der Gendarmerie übergeben. Er hatte sich nach vorn gedrängt. Er verbarg ein Dolchmesser unter seinem Wams."

„Ein Dolchmesser?" stutzt der Korse.

„Der Knabe verweigert jegliche Auskunft und erklärt, nur Eurer Majestät den Grund seines Hierseins zu erklären. Offenbar ein Geisteskranker!"

Der Kaiser nickt zustimmend. Doch die Gedanken umfassen noch immer diesen fremden Jüngling. Er versucht sich vorzustellen, wie er aussehen mag; und er versucht sich vorzustellen, wie das — Dolchmesser aussehen mag. Als er sich später zum Schloß zurückwendet, beugt er sich zu Rapp und gibt kurzen Befehl: „Man führe mir den Attentäter vor."

Vor dem Kaiser steht ein blasser Junge, sauber gekleidet in einem olivenfarbenen Überrock mit grünem Kragen und grünen Aufschlägen; in der Hand hält er einen Hut mit der französischen Kokarde. Es ist Friedrich Staps.



Schloß Schönbrunn in Wien

Napoleon schaut den Jungen lange an. Er betrachtet das kindlich runde Gesicht, den blonden Haarschopf. Durch General Rapp stellt er seine Fragen.

„Was hatten Sie vor, als Sie sich heut durch die Zuschauerreihen an den Kaiser heranzudrängen versuchten?"

„Ich wollte Sie töten, Sire!"

Der Kaiser hört es. Er schüttelt zweifelnd den Kopf und spricht mehr zu sich selbst: „Unmöglich hätte dieses Kind solche Sünde auf sich laden können."

Staps antwortet wie ein Echo: „Sie zu töten ist keine Sünde, sondern Pflicht!"

Napoleon schaut hilflos auf Rapp: „Er ist ein Hitzkopf, der irregeleitet wurde. Er soll bereuen, und ich will ihn begnadigen!"

Der General sagt es dem Jungen. Ein Kopfschütteln, bestimmt und abweisend, ist die Antwort: „Ich will keine Gnade, da ich nicht bereuen kann. Ich würde immer wieder versuchen, Sie zu ermorden, Sire. Denn Sie haben unendlich viel Leid über Deutschland gebracht!"

Napoleon läßt seinen Leibarzt rufen. Baron Corvisort kommt und untersucht den Jungen. Er prüft Puls- und Herzschlag. „Der Junge ist nicht krank!" sagt der Arzt. Rapp zuckt die Achseln. Der Kaiser gibt ein Zeichen, als wolle er den kleinen Friedrich Staps wegwischen. Die Wache kommt und führt den Verhörten ab.

Staps wird vor ein Kriegsgericht gestellt. Auch dort hält er zu seinem Plan. „Napoleon hat Deutschland unterjocht. Ich wollte mein Vaterland von diesem Joch befreien."

Die Offiziere, vor denen er sich zu verantworten hat, schauen sich vielsagend an. „Ein Attentäter, der geständig ist!" Sie sprechen einmütig das Todesurteil.

Und wenige Tage später, am Morgen des 16. Oktober 1809, wird Friedrich Staps, der siebzehnjährige Kaufmannslehrling aus Erfurt, auf einem Felde zwischen dem Schloß Schönbrunn und der Wiener Vorstadt Mariahilf vor sein eigenes Grab gestellt. Noch einmal irren seine Gedanken zu den Eltern in Naumburg, noch einmal hört er wie ferne Himmelsmusik den dunklen Klang der „Maria Gloriosa" vom Dom in Erfurt, dann kracht eine Salve. Das Urteil, das das Kriegsgericht des großen französischen Kaisers gegen den kleinen Friedrich Staps gefällt hat, ist vollstreckt.

Die Geschichte von Jud Süß

Wer am 4. Februar des Jahres 1738 durch die württembergische Landeshauptstadt Stuttgart ging, konnte überall aufgeregte Bürger treffen. Wer in eine der Gastwirtschaften trat, in das „Lamm" oder in den „Goldenen Löwen", der mochte sicher sein, schnell ins Gespräch zu kommen. Ein Ereignis bewegte alle, ganz gleich, ob Handwerker, Beamte oder die Bauern, die aus der engeren und weiteren Umgebung in die Stadt gekommen waren. Heute war der allmächtige Finanzminister Süß-Oppenheimer durch den Henker vom Leben zum Tode befördert worden.

Jud Süß hieß er im Volksmund.

Wohl niemand hatte seinen Namen bisher ohne einen Fluch und ohne eine Verwünschung genannt. Nun hatte ihn auch das Schicksal ereilt. Das Dekret, mit dem der Herzog das Todesurteil bekanntgegeben hatte, kannte jeder. „Ihme zu wohlverdienter Strafe, jederman aber zum abscheulichen Exempel", hieß es da.

Es gab niemand, der diesem Urteil nicht von ganzem Herzen zugestimmt hätte. Keiner bedauerte den Juden, der nun an einem eisernen Galgen in einem eisernen Käfig aufgehangen war.

Es gab nur einige Stimmen, sie sagten aber ihre Meinung nur ganz im stillen, die hofften, daß mit der Verurteilung dieses einen noch nicht alles geschehen sei.

*

Auch im „Lamm", im Honoratiorenzimmer, saßen zwei, die mit dem Ausgang nicht ganz zufrieden waren. Es waren der Baron Blankenstein, ein Offizier der württembergischen Armee, und der Rat Arnim. Während sie ihren Schoppen Roten tranken, besprachen sie noch einmal die Vorfälle, die zum Sturz des Juden geführt hatten.

„Ja, Blankenstein", meinte Arnim, „das hätten wir uns bei dem Karneval im vorigen Jahre auch nicht träumen lassen, daß wir zwölf Monate später schon von dem Juden erlöst sein würden. Mir kommt es auch heute noch wie ein Wunder vor. Wenn ich daran denke, daß unser gemeinsamer Freund Lanbeck noch diesen gefährlichen Zusammenstoß mit dem Minister hatte, der ihn fast sein Leben gekostet hätte..."

„Einen Tag werde ich auch nicht vergessen", fiel ihm Blankenstein ins Wort, „das war der Abend im Hause des alten Lanbeck, als ich von Oberst Röder hörte, was nun eigentlich im Lande vor sich ginge. Daß man die Ämter nicht mehr nach Würde und Verdienst besetzt habe, sondern daß nur noch die Freunde des Juden bei den Stellen berücksichtigt würden; daß man die Stände und den Landtag aufheben wolle, und daß Süß zur Besserung der Finanzen wieder neue Steuerlasten plane. Es griff mir ans Herz, als ich hörte, daß der Herzog mit der Abschaffung der Landstände, dieser seit undenklichen Zeiten bestehenden Einrichtung, einverstanden sein sollte. — Und dabei war es alles Lug und Trug. Man hatte den Herzog Alexander getäuscht. Und dann kam noch das Gerücht, daß der Jude uns katholisch machen wolle. Ich glaube, das hätte dann doch einen Aufstand gegeben...

Danken wir dem Herrgott, daß er alles so gefügt hat."

*

Die Märztage des Jahres 1737 waren von Unruhe und geheimer Sorge angefüllt. Gerüchte durchschwirrten Stuttgart und verbreiteten sich mit Windeseile über das ganze Land. Keiner wußte etwas Bestimmtes. Da hieß es, der Herzog sei außer Landes gereist, um einige Festungen am Rhein zu besuchen. Andere munkelten, er halte sich doch noch im Ludwigsburger Schloß auf. Ganz bestimmt sei, behauptete ein Dritter, daß Karl Alexander das Siegel und damit die Regierung dem Juden Süß übergeben habe. Ein Gerücht aber bestätigte sich: Einer der vertrautesten Freunde des Juden, der erst durch ihn in das Finanzministerium gekommen sei, habe sich beim Hofsticker ein Meßgewand bestellt.

Und noch ein Gerücht folgte diesem auf dem Fuße: Ein evangelischer Pfarrer, übrigens auch einer der Freunde des Juden, habe an die Schulkinder kleine Holzkreuzchen verteilt und ihnen gesagt: Nur wenn sie diese in den Händen hätten, könnten sie ganz richtig beten.

Ja, jeder der Württemberger fühlte in diesen Tagen, daß sich irgendeine Katastrophe vorbereite. So konnte es nicht weitergehen. Kein offenes Wort durfte man mehr sagen, denn überall witterte man die Spione des Ministers. Und das pfiffen doch die Spatzen von den Dächern, daß schon mehr als einer bei Nacht und Nebel spurlos verschwunden war, von dem man dann erst lange danach erfuhr, daß er auf Befehl des allmächtigen Ministers auf Festung gebracht worden sei. Nicht genug damit. Das Vermögen der Betreffenden wurde eingezogen und die Familie dem Elend oder der Hilfe guter Freunde überlassen. „Eingezogen", da raunte man sich zu, daß alle diese Gelder in die Taschen des Juden wanderten.

Nur wenige Männer trugen in diesen Tagen ein ruhiges Gesicht zur Schau. Es waren einige Vertreter der Landstände, Offiziere und alteingesessene Bürger, die durch ihren persönlichen Einsatz das Elend beseitigen wollten.

*

„Lieber Blankenstein", unterbrach Arnim das Schweigen. „Sie waren doch auch bei der Abordnung, die in der bewußten Nacht die Festnahme des Jud Süß veranlaßte."

„Gewiß, gewiß, mein lieber Rat. Und es war ein seltsamer Zufall.

Ich will es Ihnen erzählen: Ich war mit einem Freunde unterwegs von Stuttgart nach Ludwigsburg. Irgendein dienstlicher Auftrag, ich weiß heute nicht mehr, was es eigentlich war, hatte uns noch in der Nacht erreicht. Kurz und gut, wir mußten reiten.

Es war eine finstere Nacht. Weder Mond noch Sterne leuchteten. Dazu fegte ein höllischer Sturm über das Land. Man hätte sich alles andere wünschen können, als in dieser Nacht über die schlechten Straßen nach Ludwigsburg zu reiten.

Sie kennen ja auch den Weg; er ist unheimlich genug. Noch dazu, wo er an dem Galgenberg vorbeiführt, auf dem der Galgen so gespenstisch emporragt. Jedenfalls, als wir in die Nähe dieser unheimlichen Gegend kamen, gaben wir unseren Pferden noch einmal tüchtig die Sporen.

Es war eine verhexte Nacht. Im Walde schrie das Käuzchen und die Raben ließen ihr schauerliches Gekrächz hören.

Aber nicht genug damit. An der Geisterbrücke, die Sie ja auch kennen — man muß sie auf dem Wege nach der Burg passieren —, scheuten die Pferde. Trotz Sporen und Peitsche. Irgend etwas Unheimliches mußte dort geschehen sein.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als abzusteigen und die Pferde am Zügel zu führen. In dieser Nacht habe ich das Gruseln gelernt. Denn durch das Heulen des Windes klang das jämmerliche Stöhnen eines Menschen.

Ja, mein lieber Arnim, Sie werden es mir nicht glauben oder die ganze Geschichte mit unseren überreizten Nerven zu erklären suchen: An der Brücke hockte eine zusammengesunkene Gestalt. Ein Mensch. Ein alter Bettler. Eine Gabe wollte er haben. Und deshalb hatten wir angehalten. — Ich fuhr ihn an, sich davonzumachen, denn unsere Pferde scheuten, und mein Schinder ging sogar hoch, daß ich ihn kaum bändigen konnte.

Wieder krächzte die Gestalt: „Gib mir ein Almosen. Dann kannst du reiten. Aber reit nicht so rasch, nicht zu rasch. Denn vor zwölf darfst du nicht dort sein." — Ich wollte zuschlagen, mir mit der Peitsche Platz machen. Ich konnte es nicht. Mir war, als hätte mich eine Geisterhand gelähmt. — Die weißen Haare, die ich jetzt an beiden Schläfen habe, sind eine bleibende Erinnerung an diese fürchterliche Stunde.

Ich weiß nicht, was noch geschehen wäre. Mein Kamerad brach den Bann. Er warf dem Alten eine Silbermünze zu. „Nun dürft ihr reiten", war, was ich noch vernahm. Dann gingen die Pferde wieder ganz ruhig. So, als sei gar nichts geschehen. Der Spuk war verschwunden. — Ja, Arnim, Ihr schaut so ungläubig drein. Verlaßt Euch darauf. Wir haben uns nicht mehr umgesehen. Nur fort, nur weiter.

Vielleicht sind wir an dieser Brücke dem Gottseibeiuns begegnet. — Doch diese Nacht nahm kein Ende. Auf dem Wege zu unserem Ziel, Sie, Herr Rat, kennen ja den Weg, müssen wir auch durch ein kleines Dorf. Schon aus der Entfernung sehen wir Licht in den Häusern. Ein ungewöhnlicher Anblick um diese Zeit, war es doch schon fast Mitternacht. Und in Stuttgart herrschte doch schon Friede und Stille, als wir davonritten.

Vielleicht irgendein dörfliches Fest, meinte mein Kamerad.

Wir reiten durch das Dorf. Erleuchtete Stuben. Die Leute singen fromme Lieder und Choräle. Endlich treffen wir den Nachtwächter. Auf unsere erstaunten Fragen, was denn hier eigentlich los sei, erzählt er uns eine seltsame Geschichte.

Es sei am Abend, als es schon finster gewesen sei, ein Mann in dem Dorf erschienen und habe überall an die Fenster geklopft und den Leuten gesagt, sie sollten bis Mitternacht beten.

Wer es denn gewesen sei, fragten wir. Da konnte uns der Alte auch keine befriedigende Antwort geben. Der Dorfälteste, so sagte er uns, habe ihn für den schon vor zwanzig Jahren verstorbenen Pfarrer der Gemeinde gehalten. Und nun seien die Leute alle aufgeblieben und hielten sich an das Gebot.

Wir ritten weiter. Wohl war uns nicht. Waren die Pferde bisher getrabt, daß es für einen Kavalleristen eine Freude war, so war das mit einem Male vorbei. Der Weg nahm und nahm kein Ende. — Endlich kommen die Türme in Sicht. Da sperrt uns vor dem Tor ein Reisewagen den Weg. Die Pferde stehen quer. Ein Rad ist gebrochen. Ehe wir noch absitzen können, um unsere Gäule um das Hindernis herumzuführen, hören wir von der Stadt her Getrappel. Auch Rufe. — Da ist der erste Reiter auch schon herangekommen. Sein Pferd scheut vor dem Hindernis. Ehe wir noch recht zur Besinnung kommen, sind die anderen Reiter ebenfalls heran. In dem schwachen Laternenlicht des Wagens erkenne ich meinen Obersten, bei dem ich mich melden sollte. — Und dann ging alles wie der Blitz. Der Oberst hält neben dem Reiter. „Nun, Herr Minister, so eilig? Und ich rief Ihnen doch noch zu, auf mich zu warten."

Heiß und kalt lief es mir über den Rücken. Das war ja der Finanzminister. Jud Süß noch in so später Nacht unterwegs? — Aber Zeit zum Nachdenken hatte ich nicht.

Der Oberst winkte ab, als ich meine Meldung machen wollte. „Sie kommen zu rechter Zeit, Herr Leutnant. Sie begleiten mich zurück nach Stuttgart. Reiten Sie bitte an der linken Seite dieses Herrn. Und wenn der Minister zu fliehen versuchen sollte..." Er machte eine Pause: „Sie hören doch, Herr Minister? ... dann machen Sie von der Waffe Gebrauch."

Die Widerrede des Juden, Drohungen und Bitten, verhallten im Winde. Der Herzog sei in der Nacht ganz plötzlich gestorben, erklärte mir der Oberst auf meine Frage nach dem Sinn dieser Verhaftung — denn anders war ja der ganze Vorfall nicht zu erklären. Es gelte, den sehr beschäftigten Herrn Minister schnell und vor allem sicher an das verwaiste Staatsruder zu bringen. — Nun, ich verstand.

Schneller als wir aus Stuttgart herausgekommen waren, erreichten wir die Stadt. — Und das übrige wissen Sie ja aus eigenem Erleben."

Aufmerksam hatte Arnim der Erzählung gelauscht. Nun fiel er ein: „In der Nacht noch wurde ich von einem Diener aus dem Schloß geweckt. Der Herzog sei gestorben. Auf dem Schlosse sah ich dann, wie unser mächtiger Minister von einer Eskorte, bestehend aus einem Hauptmann und zwölf Soldaten, in sein Haus gebracht wurde, vor dem schon eine Wache mit blitzenden Bajonetten angetreten war. Jetzt sahen wir, daß es aus war. Wo war das stolze Auftreten des Juden hin? Völlig gebrochen wankte er in sein Gefängnis. Ich glaube, von diesem Augenblick an wußte er, daß ihn kein Gott mehr retten konnte.

Manch einer seiner Günstlinge hat in diesen Tagen um sein Leben gezittert. Vielleicht ist es schade, daß man nicht alle Kreaturen des Juden beseitigt hat. Sie wissen doch, daß der Volksmund sie die weißen Juden getauft hatte. Sie, die ihre eigenen Landsleute ausgebeutet hatten, gingen frei aus. Sie hatten eben die Verbindungen. Schade. — Aber trotz allem können wir dem Herrgott im Himmel danken, daß wir diese schwere Zeit überstanden haben..."

Die beiden schwiegen. Langsam war der Abend hereingebrochen. Draußen auf dem Galgenberg hatte sich das Volk verlaufen. In seinem eisernen Käfig hing der Leichnam des Verbrechers. Ein warnendes Beispiel für alle die, die es ihm gleichgetan hatten, aber von einem großzügigen Schicksal vor einem gleichen Ende bewahrt wurden.

Lange aber nach der Hinrichtung sprach das württembergische Volk von seinem Bedrücker Jud Süß.

*

So wie zur Zeit des Juden Süß, der alle mit seinen Schwindeleien hereinlegte, ist es immer gewesen. Wer dem Juden nur den kleinen Finger reichte, hatte sich schon in kurzer Zeit bald ganz an ihn verkauft. Erst wenn es zu spät war, merkten sie dann, wie sehr sie hereingelegt worden waren.

In alle Stellen versuchte sich der Jude einzuschleichen, und an vielen Orten und Ämtern hat er oft sogar große Macht besessen, die er aber immer nur zu seinem Vorteil ausnutzte. Ebenso schlimm wie diese Juden waren aber jene Leute, die sich überhaupt mit ihm einließen. Dies ging oft so weit, daß sie die Juden von allen Seiten umschmeichelten, nur um in den Kreis ihrer Günstlinge aufgenommen zu werden. — Damit ist jetzt in Deutschland gründlich aufgeräumt worden. Das verantwortungslose Treiben der Juden und ihrer Freunde ist unterbunden. Die Zeiten eines Juden Süß werden nie wiederkehren.

F. Schr.

Zeichnung: Friedel



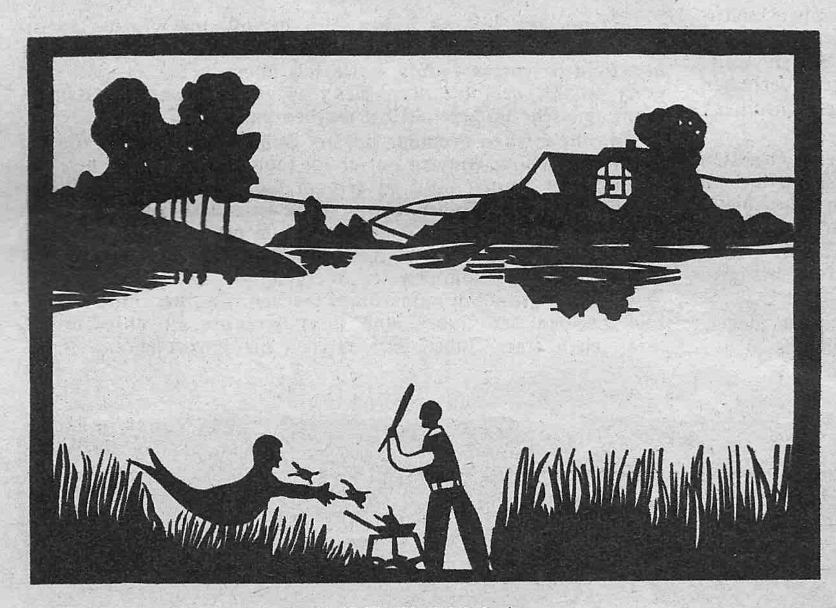
Märchen erzählen – Märchen malen

Am 12. Dezember vorigen Jahres fand im größten Lichtspieltheater Berlins, dem Ufa-Palast am Zoo, eine Märchen-Filmstunde der „Deutschen Jugendburg" statt. Über 2000 Berliner Jungen und Mädel waren in froher und kameradschaftlicher Feier beieinander und erlebten die Preisverteilung des Wettbewerbes „Märchen erzählen — Märchen malen". Wir bringen euch heute einmal vier solcher Märchen mit Zeichnungen. Rund 10 000 wurden eingesandt. Davon haben 250 Preise erhalten.

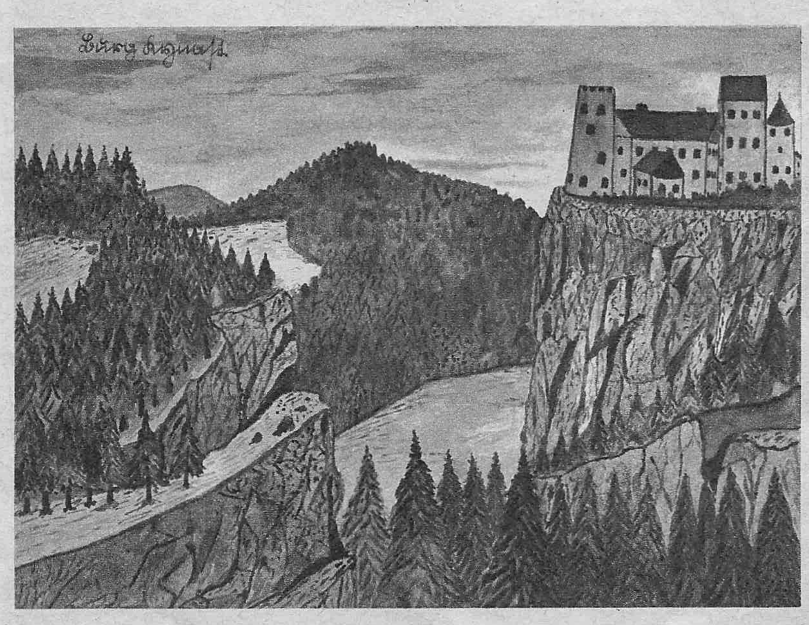
Beim nächsten Wettbewerb der „Deutschen Jugendburg" dürfen sich selbstverständlich alle Leser von „Hilf mit!" beteiligen. Die Ausschreibung erfolgt in der Februar-Nummer der „Jugendburg". Jetzt vier von den vielen Märchen:

Selbergedan und Havelnix

Es war mal ein Schiffer, der hatte sich auf der Havel vor den Wind gelegt und wollte sich ein Gericht Fische fangen. Als er genug geangelt hatte, machte er sich ein Feuer an, sie zu braten. Wie er nun die Fische in seiner Pfanne über dem Feuer hat — es war so um die Schlummerzeit —, da kommt auf einmal ein Wassernix aus der Havel zu ihm aufs Schiff.



Rudi Moebis (11 Jahre)



Martha Franke (10 Jahre)

Das war ein ganz kleines Kerlchen, so groß wie ein Hähnchen. Der hatte eine rote Kappe auf, stellte sich neben ihn und fragte ihn, wie er heiße. „Wo ik heeten doo?" sagte der Fischer, „ik heet Selbergedan, wenn det weeten wist!" — „Na Selbergedan", sagt der Wassernix und konnte knapp reden, weil er das ganze Maul voll Padden hatte, „Selbergedan, ik bedrippe di."

„Ja, dat safte mal doon", sagte der Fischer. „Dann nehm ikken Stock un schla di domet var de Rügge, datte janz krumm und scheef waren saft." Aber der Wassernix kehrte sich nicht daran und sagt noch einmal: „Ik bedrippe di", und ehe mein Schiffer es sich versieht, speit er ihm alle Padden in die Pfanne.

Da nahm der Fischer seinen Stock und schlug auf den Wassernix ganz barbarisch los, daß er jämmerlich zu schreien anfing und alle Wassernixen ihre Köpfe aus dem Wasser steckten und ihn fragten, wer ihm denn was getan, daß er so schreie. Da schrie der Wassernix: „Selbergedan! Selbergedan!" Als das die anderen Wassernixen hörten, sagten sie: „Hast dut selber gedan, so is de nich to helpen", und damit tauchten sie wieder unter. Da sprang auch der geschlagene Wassernix wieder in die Havel. Er hat aber nie mehr einen Schiffer „bedrippt".

Rudi Moebis, Berlin.

Die Sage von Kynast

Auf der Burg Kynast wohnte einst vor langer Zeit das Burgfräulein Kunigunde. Sie war gar schön, aber kalten Herzens. Aber trotz Kunigundes Spott und Übermut nahm die Schar der Freier kein Ende. Das Burgfräulein sah wohl, daß es ihr Reichtum war, um den die Ritter warben. Da verhärtete sich ihr Herz, und sie tat den Schwur: „Wer die Mauer um meine Burg umreiten kann, soll Herr auf meiner Burg werden!" Das Wort der schönen Kunigunde brachte manchem Ritter den Tod. Keiner bestand die Probe. Der Pfad auf der Mauer war schmal und steinig, und beim ersten Straucheln stürzte Roß und Reiter in den tiefen Abgrund. Tausende weinende Mütter klagten um ihre Söhne, die ihr Leben auf der Burg Kynast hingegeben hatten.

Einst waren drei junge Herren von Rosenberg nach dem Kynast gekommen und in heftiger Liebe zu dem schönen Edelfräulein entbrannt. Einer nach dem andern wagte den Ritt, einer nach dem andern stürzte in die Tiefe hinab. Die Hinterbliebenen empörten sich gegen die schöne Kunigunde. Der Weg zum Kynast blieb jetzt leer. Kein Freier stellte sich mehr ein, und die Burgherrin suchte mit den Freuden der Jagd sich die Zeit zu kürzen. Als sie einst mit den Falken spielte, sah sie im Glanze der Morgensonne einen Ritter auf dem Burgwege daherkommen. Froh eilte sie dem Ritter entgegen, der ihre Einsamkeit unterbrach. Ein ernster, hoher Mann trat ihr entgegen, und fast schüchtern fragte sie nach seinem Begehr.

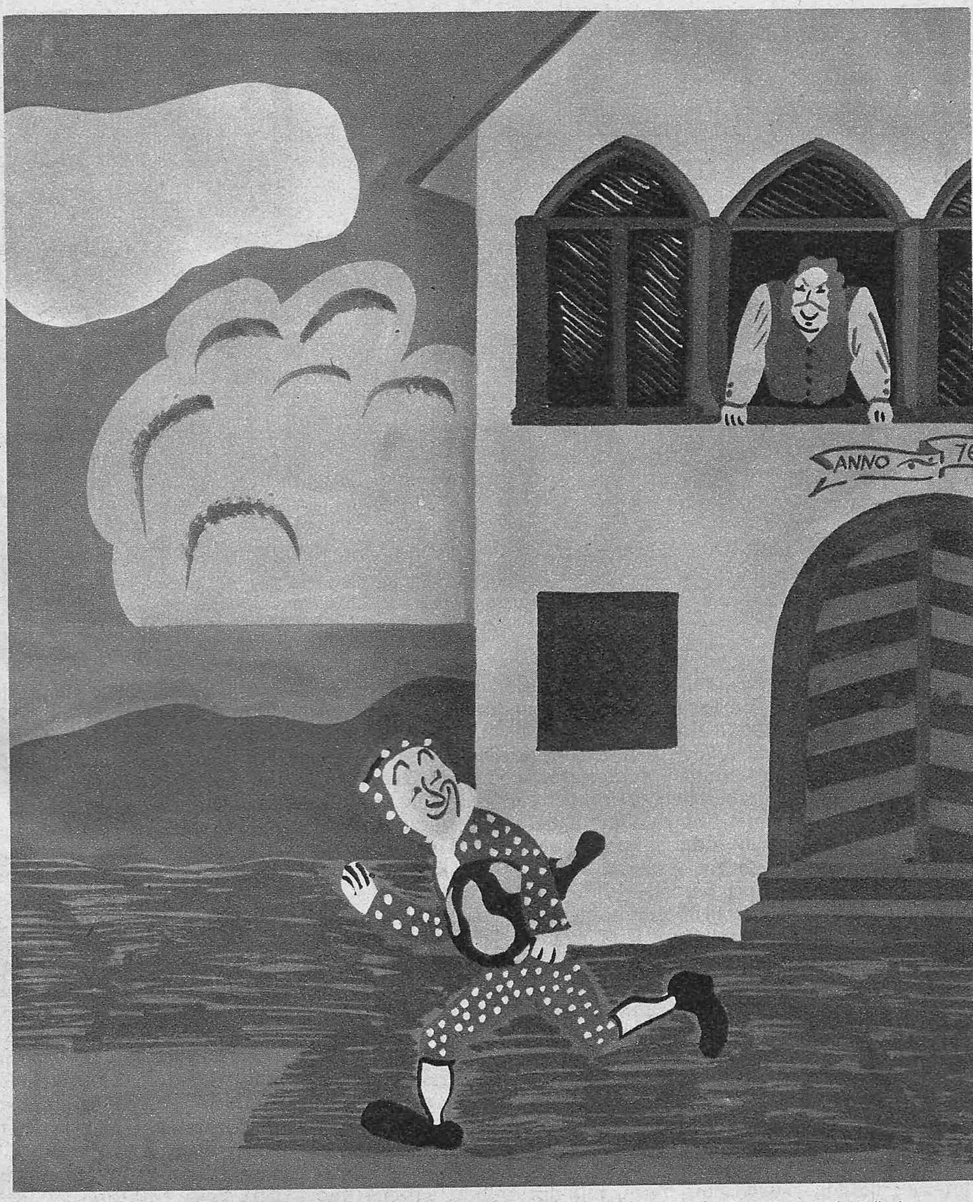
„Ich bin gekommen, um den Ritt auf der Burgmauer zu versuchen", sagte er, und Kunigundes Herz durchfuhr ein jäher Schrecken. Sollte auch dieser sein Leben verlieren? Sie wollte den Ritter bitten, von dem Ritt abzustehen. Sollte sie ihm sagen, daß sie auch ohne die tollkühne Probe sein Weib werden wolle? Sie stand schweigend dabei,

als der Ritter sein Pferd bestieg. Er lenkte es zur Mauer und ließ es den steilen Rand ersteigen. Sein Roß ging sicher, als sei es solche Wege gewöhnt. Immer näher kamen sie dem Ziele. Jetzt waren die letzten Schritte getan, Roß und Reiter standen wieder auf ebenem Boden. Mit lautem Jubelgeschrei eilte sie dem Ritter entgegen. Der Ritter war Landgraf Albert von Meißen aus Thüringen. Er erklärte ihr aber, daß er Weib und Kinder hat, dann ritt er von dannen. Von dieser Zeit an war Kunigunde verschwunden, und die Burg war dem Verfall preisgegeben.

Martha Franke, Glatz.

Eulenspiegel am Rhein

Eulenspiegel kam einmal ins Rheinland. Da fragte ihn ein vornehmer Herr: „Du bist gewiß der berühmte Eulenspiegel?" „Ja", sagte Eulenspiegel, „der bin ich." „Du warst doch auch auf dem Markt in Köln, der ist groß, nicht wahr?" — Eulenspiegel antwortete: „Ich hatte kein Maß, ihn zu messen!" Diese Antwort ärgerte den Edelmann, und er wollte den Schalksnarr dafür strafen. Er sagte: „Du kennst doch mein Schloß? Wenn du mich besuchst, darfst du auch mal meinen feinen Wein probieren!" —



Diese hübsche Zeichnung sandte Lydia Müller zum 1. Wettbewerb der „Deutschen Jugendburg" ein

Nach einigen Tagen kam Eulenspiegel. Der Herr aber hatte seinem Diener gesagt, wenn Eulenspiegel kommt, so solle er ihm im Keller einen Krug Wein geben, beim zweiten Zug soll er aber einen Stock nehmen und ihn verprügeln. Der Diener tat so, wie ihm gesagt worden war. Als er Eulenspiegel verprügeln wollte, merkte dieser es rechtzeitig und riß mit aller Kraft den Zapfen aus dem Faß und warf ihn weit weg. Da strömte der edle Wein in den Keller, und der Diener mußte schnell den Daumen ins Spundloch stecken. Mittlerweile ergriff Eulenspiegel einen Stock, prügelte den Diener nach allen Regeln, und nahm zwei dicke Schinken von der Wand, die er sich vorne und hinten ins Wams steckte.

Dann ging er heulend aus dem Schlosse. Der Herr rief lachend vom Fenster aus: „Jetzt hast du wohl für einige Zeit genug?" „Jawohl, Herr", rief Eulenspiegel, „jetzt haben meine Mutter und ich für drei Wochen genug!"

Lydia Müller, Köln-Delbrück.



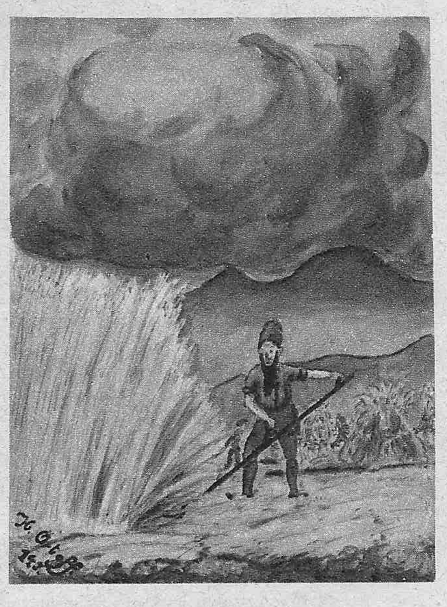
Sämtliche Bilder: Archiv „Märchen erzählen — Märchen malen"

Die Böhlersmännchen zu Arnstadt

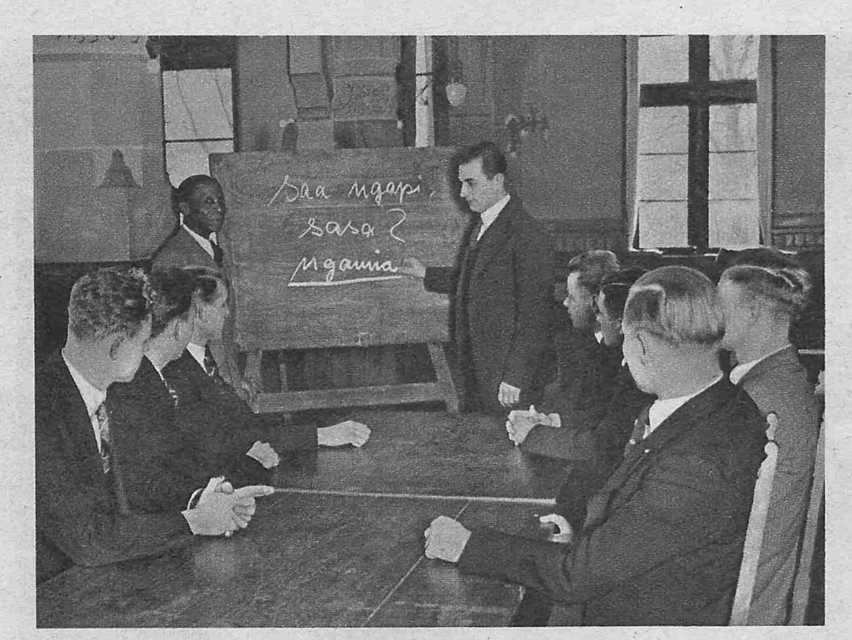
Einstmals wohnte zu Arnstadt eine alte Witwe, die sich mit ihren Kindern notdürftig ernährte. Sie besaß im Jonastal ein Stück Feld, das sie mit Getreide bestellt hatte. Als die Zeit zum Einfahren kam, brach ein Unwetter aus, und das Getreide verkam immer mehr. Als eines Tages die Sonne durch das Gewölk brach, ging die Frau, um den Schaden zu besehen. Wie sie am Feldrand stand und ihren Kummer klagte, stand auf einmal ein kleines Männlein vor ihr und fragte sie nach ihren Sorgen. Da brach die Frau in Weinen aus und erzählte dem Männlein von ihrer Not. Das Männlein schickte die Frau nach Hause und bestellte sie den anderen Morgen auf das Feld.

Als sie kam, erstaunte sie sehr und machte große Augen, denn das Getreide war abgemäht und stand in Garben zum Abfahren bereit. Da erschien wieder das Männlein und bestellte sie abermals auf den anderen Morgen. Am nächsten Tage aber standen Wagen und Pferde zum Abfahren bereit. Auf dem Felde wimmelte es von kleinen Männlein, und auf einmal brach ein Geschrei aus: „Hoch lebe unser König Böhler!" Und seitdem lebte die Frau ohne Sorgen. Aber von den Böhlersmännchen war nichts mehr zu sehen und zu hören.

Horst Ortlaff, Arnstadt.



Horst Ortlaff (14 Jahre)



Unterrichtsstunde „Suaheli"

Eine Schule für die Kolonien

Text und Aufnahmen: Dr. Weskamp

An den Ufern der Werra, im Herzen Deutschlands gelegen, umgeben von den Schönheiten des thüringisch-hessischen Berglandes, liegt die deutsche Kolonialschule Witzenhausen. Sie wird von Schülern aus aller Welt besucht, die sich dort für den nicht leichten Beruf des kolonialen Landwirtes, des Pflanzers, Farmers und Siedlers vorbereiten. Denn wer das Leben da draußen meistern will, muß viel können. Im Urwald kann man sich kein Bett kaufen und auch nicht einfach Zimmerleute und Maurer bestellen, um sich etwa ein Haus zu bauen. Das alles und noch viel mehr muß jeder für sich selber vollbringen. Und da ist es gut und unerläßlich, vorher gründlich in die Lehre zu gehen, ehe man sich hinauswagt, den Kampf mit Einöde und gefahrvoller Wildnis aufzunehmen.

„Sagen Sie unseren deutschen Jungens, daß man viel Fleiß und Ausdauer in ein fremdes Land und in Kolonien mitbringen muß, wenn man vorwärtskommen will", erzählt mir ein Kolonialschüler von Witzenhausen, dessen Heimat Kolumbien ist. Er führt mich, weil gerade Prüfungstag ist und der Direktor darum verhindert ist. „Meine Eltern sind einst jung und unternehmungslustig aus dem schönen Odenwald nach Kolumbien ausgewandert und haben dort nach entbehrungsvollen Jahren allmählich eine große Farm ausbauen können. Ein Stück Urwald, das sie erworben hatten, wurde von ihnen zunächst einmal gerodet und urbar gemacht. Bald stand ein schmuckes Blockhäuschen da mit einem schönen Garten davor. Der erste Viehstand war noch äußerst gering und die Kaffeeplantage unbedeutend. Aber aus wenigen Stück Vieh wurden im Laufe von Jahrzehnten stattliche Herden von 20-, 30- und 50 000 Stück und mehr. Diese Herden werden von echten indianischen Cowboys bewacht. Das Vieh ist ja nur auf der Weide und kennt keinen Stall. Es gibt wilde, stürmische Jagden, wenn die Reiter auf ihren Pferden mit Lassos die Wildlinge einfangen. Dazu gehören viel Mut und Geschicklichkeit. — Wir haben schon als Kinder alles das miterlebt und auch das Wachsen unserer Plantagen. Schon mit sechs Jahren waren wir sattelfest, und bald lernten wir schießen. Im Alter von 15 Jahren „stahl" ich mich mit Indianern zur Jagd auf den Puma fort. Der Puma, den man auch Silberlöwen nennt, ist ein gefährliches Raubtier, das hauptsächlich auf Bäumen lebt und immer angriffslustig ist. Die Eingeborenen verstehen es, mit einem Rohr genau sein Gefauche und Brummen nachzuahmen und ihn zu reizen. So locken sie ihn aus dem dichten, unheimlichen Busch in eine Lichtung. Bei dieser meiner ersten Jagd „roch" der gewandte und geschmeidige Räuber den Braten vorschnell und gab rasches Fersengeld. Die Jagd hat noch eine unangenehme Erinnerung für mich. Ein schwatzhafter Eingeborener plauderte natürlich doch von meiner Teilnahme an der Jagd aus der Schule, und das brachte mir eine gehörige Tracht Prügel ein.

Sehr schön war es ja für uns, daß wir schon als Jungens unser eigenes Auto und Pferd besaßen. Die Pflege von Motor und Tier war unsere eigenste Angelegenheit, was unserem Ehrgeiz ganz entsprach. Das Benzin ist bei uns sehr, sehr billig. Überhaupt hat das Land wertvolle Rohstoffe in unermeßlicher Fülle. Für uns Auslandsdeutsche ist es sehr traurig, daran zu denken, daß hier in unserem Vaterland die Verhältnisse so ganz anders liegen. Durch den Raub der Kolonien sind uns ja leider die wertvollsten Rohstoffquellen weggenommen worden."



Auch Schmieden muß als Hauptfach gelernt werden



Kenntnisse von Pflanzen und Rohstoffen sind unbedingt notwendig.
(Angezapfter Gummibaum)

„Darum ist ja auch die Heranbildung eines tüchtigen Nachwuchses für die Zukunft so wichtig, wie das auf der Kolonialschule in Witzenhausen geschieht“, entgegne ich.

„Wer hier auf der Schule fleißig ist und seine Augen stets offen hält, der kann draußen bestimmt auf jedem Posten seinen Mann stehen“, erzählt der Schüler. „Denn hier lernt er die Handhabung neuzeitlicher Maschinen, die Behandlung tropischer Pflanzen, die Schädlingsbekämpfung, kurz alles, was zum großen Gebiet eines soliden Kolonialwissens gehört. Wir haben heute gerade unsere Abschlußprüfung bestanden, die sich über 40 Fächer erstreckt. Weil die Ausbildung so vielseitig ist, kommen auch Ausländer, wie Griechen, Perser, Italiener, Engländer, und andere hierher. Auch die Söhne der Farmer besuchen die Schule. Denn nirgends in der Welt können sie soviel lernen wie hier. Am Schluß der Ausbildung sind wir soweit, daß wir Brot backen können und in Schmiede und Schlosserei zu Hause sind. Mauern, zimmern, drechseln lernen wir ebenfalls, und tüchtige Handwerksmeister sorgen dafür, daß wir gewissenhafte Arbeit verrichten und uns besonders die Dinge aneignen, die in der Einsamkeit unerschlossener Urwaldgebiete notwendig sind.“

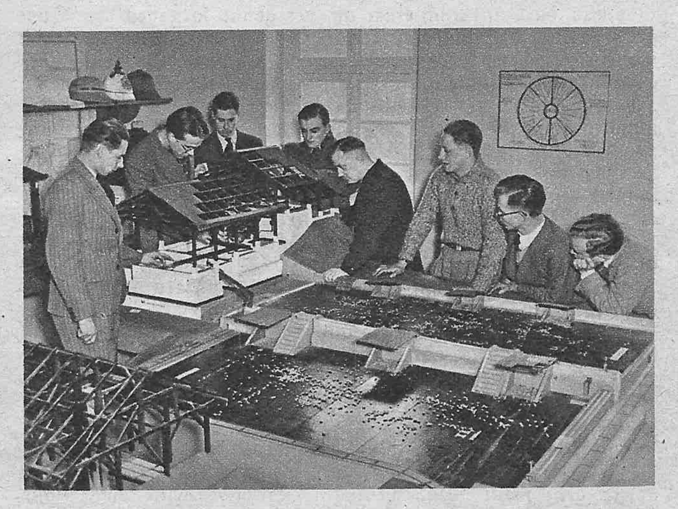
Auf unserem Rundgang durch die vielseitigen Werkstätten der Kolonialschule kommen wir an die Gewächshäuser. Im Hof stehen große, schöne Palmen, die von Schülern gepflegt werden. Der Lehrer dieser Abteilung war lange Jahre in den Kolonien, besonders in Kamerun. Er ist erst 1935 von dort zurückgekommen. Viele deutsche Farmer hat er drüben kennengelernt, die besonders große Bananenplantagen besitzen. Ihre Erträgnisse werden hauptsächlich nach Deutschland versandt. — Von Deutsch-Ostafrika hören wir, daß die Eingeborenen sich heute noch sehr lebhaft vom Heldenmut der deutschen Truppen erzählen, die mit ihren getreuen Askaris unter einem Mann unbesiegt dem mächtigen Ansturm standhielten. General Lettow-Vorbeck darf sich rühmen, als Sieger aus dem unerhörten Völkerringen von damals hervorgegangen zu sein.



Heranstürmendes Nashorn (Deutsch-Ostafrika)



Ein Auslandsdeutscher aus Kolumbien (rechts) zeigt das Yayaholz, das stark zellulosehaltig ist



Unterricht an Reinigungs-, Trocken- und Sortieranlagen für Kaffee



In den späten Abendstunden marschierte Sturm 33 zurück

Kameraden treffen sich

Antibolschewistische Schau im Berliner Reichstag! Tausende Volksgenossen strömen durch die eben geöffneten Pforten der Ausstellung. In wenigen Tagen schon sind es Zehntausende und Hunderttausende. Sie alle kommen, um einen Einblick zu erhalten in die Zeugnisse der Zerstörungs- und Vernichtungsarbeit, die der Kommunismus in aller Welt durchführt. Ob in Europa oder Asien, Amerika, Afrika oder Australien, überall ist er am Werk, die Welt in einen Strudel des Schreckens und Grauens zu stürzen.

Ich stehe vor den großen Plakaten im Reichstag, wandere durch die Räume der Schau und denke daran, welches Unglück über Deutschland hereingebrochen wäre, wenn nicht gerade noch im rechten Augenblick der Nationalsozialismus mit eiserner Faust das ganze Gesindel davongejagt hätte.

Da stehe ich plötzlich in einem hohen Raum. Schwarzverkohltes Holz, ein Bild der Zerstörung: der große Sitzungssaal des Reichstages. Vieles ist schon beiseite geräumt, aber man sieht doch noch deutlich die Folgen jener kommunistischen Brandstiftung, die zur Fackel eines in letzter Minute geplanten kommunistischen Aufstandes werden sollte. So hätte es überall in Deutschland ausgesehen: vernichtete Kunstwerke, zerstörte Häuser, Mord und Plünderung! Doch sie hatten sich verrechnet, noch waren wir da, an unserem Widerstand und an unserem Einsatz zerbrach der Bolschewismus. Nur einen ganz kleinen Teil hat jeder dazu beitragen können, obgleich wir über Menschenkraft hinaus fast Tag für Tag und unermüdlich unsere Pflicht taten. Aber wir alle zusammen, die vielen Tausende unbekannter Kämpfer in allen Gauen des Reiches, waren eine unerschütterliche Gemeinschaft des Glaubens. Das gab uns die Kraft, den Mut und die Stärke für unseren Kampf!

Mit Gewalt muß ich mich losreißen, 'raus jetzt hier! Dieses Gesindel . . .!

Hallo, da rennt mich einer an, der genau so schnell dem Ausgang zueilte. Entschuldigen konnte der sich wenigstens, denke ich im Weitergehen. Gerade will ich die Stufen des Reichstagsgebäudes runterlaufen, als mich jemand auf die Schultern faßt: „Mensch, bist du es oder bist du es nicht?" Ich drehe mich verwundert um und entdecke den Mann, der mich vorhin angerannt hat. Im Augenblick weiß ich nicht, was ich sagen soll. Aber plötzlich geht mir eine Leuchte auf. Das ist doch — jetzt hab' ich tatsächlich den Namen vergessen. Ist denn das möglich!

„Fritz!" schreie ich da fast vor Freude. Natürlich war er es. „Junge, wo kommst du denn her?" In Braunschweig hatten wir uns bei dem großen SA.-Aufmarsch 1931 getroffen. Über sechs Jahre sind das nun schon her! Er war bei der Berliner SA., aus Charlottenburg, wenn ich mich richtig erinnere. Ein Prachtjunge. Wir hatten damals schnell Freundschaft geschlossen. Von Zeit zu Zeit haben wir uns später auch geschrieben. Aber das war bald eingeschlafen. Und nun treffe ich ihn hier wieder!

„Also, Fritze, jetzt gibt es keine Ausreden, heute bleiben wir zusammen und wenn die Welt untergeht. Sechs Jahre, Junge, Junge, das Wiedersehen muß gefeiert werden!"

„Bist du denn jetzt in Berlin?" fragte er mich. „Nein, heute abend geht mein Zug. Trotzdem, ich habe heute doch nichts weiter vor. Ein Besserer konnte mir gar nicht über den Weg laufen!" — „Du scheinst deinen Reden nach noch genau derselbe geblieben zu sein", meinte er, „aber erzähle erst mal, was du jetzt so treibst."

„Mein Lieber, das ist vollkommen unwesentlich. Erzähl du lieber erst einmal, was die anderen Kameraden aus deinem Sturm machen. Seid ihr noch alle zusammen oder auch in alle Winde verstreut wie bei uns?"

Und dann erzählte Fritz von seinem Sturm. Ja, richtig, Sturm 33 war es, dem er angehörte; bei Hanne Maikowski. Fast vier Jahre ist Sturmführer Maikowski nun schon tot. Vier Jahre, eine lange Zeit und doch so kurz. So kamen wir selbstverständlich auch auf ihn zu sprechen.

Fritz erzählte von seinem alten Sturmführer und seinem Sturm 33, von Berlin und den Tagen des Kampfes. „Heute scheint es fast, als seien inzwischen Jahrzehnte verflossen, dabei sind es erst lächerliche fünf Jahre. Hör mal, du mußt mitkommen zu unserem Sturmlokal in Charlottenburg. Da habe ich mich nämlich mit Paul verabredet, den kennst du doch auch. Also, komm mit!"

Ich erzählte ihm das Wenige, das es über mich zu berichten gab, und dann standen wir auch schon vor dem Lokal, dem Sturmlokal des Sturmes 33.

„Komm, gehen wir rein", sagte Fritz, „Paul wird schon warten." Erst gab es ein Paar erstaunte Augen und ein ziemlich dummes Gesicht. Aber da kam auch über Paul die Erleuchtung. Ich habe mir nur überlegt, ob ich genau so ein Gesicht gemacht habe, als mir Fritz auf die Schulter klopfte, wobei ich noch ganz im Banne der Ausstellung und vergangener Zeiten das „Sie sind verhaftet" erwartete. Schön muß ich nicht ausgesehen haben.

„Das ist aber eine Überraschung", stieß Paul endlich hervor. „Dich hätte man tatsächlich ganz vergessen können. Warum hast du nichts wieder von dir hören lassen?"

Wir drei hatten bald wieder den alten Kontakt gefunden und der Sturm 33 und Hans Maikowski waren der Mittelpunkt unseres Gesprächs. Die beiden erzählten und ich war Zuhörer und erlebte noch einmal die Tage des Kampfes, als ständen wir mitten drin.

*

In dem Stadtteil Berlins, in dem Hanne Maikowski am 23. Februar 1908 geboren wurde, hat er auch bis zu seinem Tode für die nationalsozialistische Bewegung gekämpft: in Charlottenburg. Er war erst fünfzehn Jahre, als er schon der Hitler-Jugend beitrat. Und von diesem Tage an hat er nicht mehr locker gelassen. So wie seine Kameraden, opferte auch er alles für die Bewegung und stellte unermüdlich seine ganze Kraft in den Dienst des Kampfes. Was bedeuteten schon Schule und Beruf, was konnte das bürgerliche Leben noch bieten. Hanne Maikowski und wir alle bewährten uns nicht auf der Schulbank oder auf dem Drehbock, unser Einsatz galt allein unserem Volk. Viele verstanden uns nicht. Manche waren schlauer, gewiß. Aber wie arm sind sie gegen uns! Ihnen fehlt das größte und tiefste Erlebnis, das uns ganz erfüllte: Der Kampf um Deutschland! Alles gaben wir dahin, eines nur blieb uns: der Gedanke, unsere Pflicht getan zu haben. Andere erhielten gute Stellungen, kamen vorwärts im Beruf, während wir für Deutschland kämpften. Aber wir sind glücklicher!

Seinen späteren Sturmführer, der zu der Zeit Angehöriger des Frontbanns war, lernte Hanne kennen, als er noch der Olympia angehörte, einer anderen Wehrorganisation. Das war 1924. Es dauerte nicht lange und beide trafen sich im Februar 1926 in der SA. wieder. Es war eigentlich selbstverständlich, denn hier in der SA. fanden der Einsatz, der Mut und die Entschlossenheit der Männer erst ihre endgültige Aufgabe durch eine große, allesumfassende Idee.

Hans Maikowski ist nicht nur schnell bei seinen Kameraden als der unerschrockenste und tüchtigste SA.-Mann des Sturms bekannt geworden, auch die Gegner wissen bald über ihn Bescheid. Und nun lassen sie ihm keine ruhige Minute mehr, bis sie ihn eines Tages erwischten.

Am 9. Dezember 1927 war eine Versammlung in der Hasenheide. Die ganze Berliner SA. ist versammelt. Der Abend verläuft ruhig und ungestört. Sorglos tritt Hanne Maikowski deshalb auch mit einigen Kameraden den Rückweg an. Plötzlich kommen ihnen in einer dunklen Straße fünf Gestalten entgegen: „Heil Hitler!" Einen Augenblick stutzen die SA.-Männer. Da stimmt doch etwas nicht. Eine Falle! Und schon geht es los. Von allen Seiten stürzen Kommunisten herbei, und die waffenlosen SA.-Männer können sich nur durch schnellste Flucht retten. Glücklich haben sich alle in einer Nebenstraße wiedergefunden. Sie sind dem Gegner entwischt. Aber da fehlt ja einer! Natürlich, wo ist denn Hanne? Donnerwetter, wenn der bloß nicht der Bande in die Hände fiel, dann war es vorbei.

Inzwischen hatte Hanne versucht, mit einer Taxe seinen Verfolgern zu entkommen. Der Wagen fuhr jedoch nicht gleich an. Und schon war es geschehen. Mit Messern und Fußtritten fielen sie über den Wehrlosen her. Schleunigst ergriff die Meute dann die Flucht.

Wochenlang lag Hans Maikowski im Krankenhaus. Die Ärzte glaubten nicht, daß er am Leben bleiben würde. Als aber eines Tages seine Kameraden ihn am Krankenlager besuchten, da erhielten sie die Gewißheit: Hans wird durchhalten, er wird es schaffen! Bald wird er wieder unter ihnen sein. Kurze Zeit später stand Hanne tatsächlich schon wieder in vorderster Reihe im Kampf um Berlin.

Der Terror wurde immer schlimmer. Es war ja nicht nur die Kommune, sondern auch der Staat und die von Juden befehligte Polizei sind fast ebenso gefährliche Gegner. So verging ein Jahr nach dem anderen. Kampf und immer wieder Kampf bis zum Äußersten. Und doch ging es langsam vorwärts.

Trotzdem inzwischen alle Aufmärsche und Uniformen verboten waren, marschierten die SA.-Männer durch die rote Hochburg. Nur so konnten sie hier neue Kämpfer werben.

Nach einem Appell am 9. Dezember ging er in Zivil mit einigen Kameraden nach Hause. In einem nahegelegenen Verkehrslokal der Kommunisten tagten gerade die Funktionäre. Kaum hatten sie irgendwoher erfahren, daß Nazis vorbeikamen, da stürzte auch schon die ganze Bande auf die Straße und fällt über die wenigen SA.-Männer her. Einer von ihnen kämpft vergeblich gegen eine zehnfache Übermacht. Bald ist er zu Boden gezwungen. Er wäre kaum lebend davongekommen. Aber in diesem Augenblick schreit Hans: „Straße frei, ich schieße!" Drei Schreckschüsse folgen. Doch die Kommune läßt nicht ab von ihrem Opfer. In höchster Notwehr gibt Hanne da seine letzten drei Schüsse ab und zielt scharf. Mehrere der Banditen stürzen zu Boden, die anderen ergreifen die Flucht. Der SA.-Mann ist gerettet. — Hans Maikowski aber muß fliehen. Wer in diesem Staat hätte einem Nationalsozialisten Recht gesprochen? Zuerst hatte man zwar einen anderen SA.-Mann als vermeintlichen Täter verhaftet, aber das wollte Hanne nicht auf sich sitzen lassen. Er schickte dem Staatsanwalt eine eidesstattliche Erklärung, daß er der Täter gewesen sei, und verließ dann schleunigst Berlin. Das fiel ihm nicht leicht. Seit längerer Zeit führte er selbst den Sturm; nun sollte er alles zurücklassen? Zuerst wandte er sich nach Braunschweig. Aber es hielt ihn nicht lange dort. In einer Verkleidung, mit Hornbrille und steifem Hut, kehrte er einige Tage nach Charlottenburg zurück, um nach dem Rechten zu sehen. Doch dann mußte er wieder Berlin verlassen. Über München verließ er Deutschland und ging nach Italien. Als jedoch die Wahlen 1932 nahten, war er nicht mehr zurückzuhalten, er mußte wieder nach Deutschland, nach Berlin. Er legte sich einen falschen Namen zu, und da er ohnehin durch seine Verkleidung kaum zu erkennen war, ging lange Zeit alles gut. Bald stand er wieder in vorderster Front der SA.-Arbeit.

Hanne Maikowski wurde schließlich immer kühner, und bald war es wieder um ihn geschehen. Die Polizei saß ihm erneut auf den Fersen. Da verließ er mit der Schalmeienkapelle des Horst-Wessel-Sturmes Berlin und ging nach Schleswig-Holstein. Bei den dortigen Nationalsozialisten fand er guten Unterschlupf, und man wollte ihn gar nicht weglassen. Hanne zog hier sogar einen neuen Sturm auf. Es kannte ihn aber keiner bei seinem richtigen Namen. Als dann eines Tages Berliner in den Ort kamen und ihn erkannten, war er auch hier seines Bleibens nicht mehr sicher. Aber er wollte zurück nach Berlin, er mußte zu seinen Kameraden. Und Hanne übernahm wieder die Führung seines Sturmes. Jeden Tag mußte er damit rechnen, entdeckt zu werden. Der Verräter fand sich bald. Die Polizei griff zu. Hanne mußte fast ein Vierteljahr hinter den eisernen Gittern sitzen. Das war wohl das schwerste Los für ihn. Jetzt, wo es in Deutschland um die Entscheidung ging, mußte er seine Hände in den Schoß legen. — Aber kaum war Hans Maikowski wieder frei, da begann von neuem die Hetze der kommunistischen Presse gegen ihn.

Und dann kam der Tag, für den Hans Maikowski und seine Kameraden, für den wir alle die langen und schweren Jahre gekämpft hatten: der 30. Januar 1933! Der Sieg des Nationalsozialismus! An der Spitze seiner SA.-Männer marschierte Hanne durch ein jubelndes Berlin, durch das Brandenburger Tor, am Führer vorbei! Dieser Tag war die glückliche Erfüllung seines Einsatzes, das war unser Sieg!

In den späten Abendstunden des 30. Januar marschierte der Sturm 33 zurück nach Charlottenburg. Hier hatte sich das rote Gesindel noch einmal zusammengerottet, und als die SA.-Männer vorübermarschierten, begann ein wahrer Geschoßhagel aus allen Kellerfenstern und dunklen Türnischen. In diesem Hexenkessel fiel Hans Maikowski. Im Angesicht des Sieges der nationalsozialistischen Revolution starb er mit einem Lächeln auf den Lippen. Er wußte: Wir haben doch gesiegt!

*

Im Sturmlokal war es sehr, sehr still geworden. Wir saßen uns gegenüber, sahen uns in die Augen und wußten, was jeder dachte: Hans Maikowski starb den Tod eines Kämpfers. Er hatte den Sieg noch erlebt. Das war die Erfüllung seines Kampfes. Wir aber müssen die Idee weitertragen! Das ist die Verpflichtung seines Todes!

F. W.



Der Bolschewismus ist der Weltfeind Nr. 1

Zeichnungen: Schenrich

Der Meister der Tiermalerei

Bruno Liljefors

Ein alter Goldadler schlägt einen Hasen



Fuchs am verschneiten Schonungsrand



Ein Schneehase flüchtet



Eine Kette Rebhühner fliegt auf

Hinter dem braunen Röhricht des Sees brennt der Sonnenuntergang in rostigem Rot aus. Die ganze stille Wasserfläche ist mit dem Widerschein dieser Röte bedeckt. Da pfeifen steife Schwingen durch die Luft, es braust, dunkle, massige Wildentenkörper stellen sich schräg, werfen die Ruder vor und die Hälse hoch und fallen ein. Im gleichen Augenblick spiegeln die verlaufenden Wellenringe rund um die Enten nicht mehr die brennende Himmelswand im Westen wider, sondern die stahlblaue Kuppelwölbung des Himmels. Einen Augenblick lang lebt in der Seeecke, in der Bucht vor dem braunen Rohr, eine unerhörte Farbzusammenstellung: ein stahlblauer Fleck in rostrotem Rahmen ersteht und vergeht wieder. Es ist ein Bild von seltener Pracht und einmaligem Reiz. Einer hat es so gesehen und festgehalten: Bruno Liljefors, der berühmte schwedische Tiermaler.

Es ist dies ein kleines Bild. Eine Photowiedergabe würde nichts von seiner Farbenpracht, von seiner wilden Schönheit ahnen lassen, darum ist es hier nicht wiedergegeben. Aber es hing auf der großen internationalen Jagdausstellung in Berlin im November 1937, ein Bild unter vielen Bildern des Meisters. Wer seine Werke sah, dem war es ganz selbstverständlich, daß dieser Künstler den Ehrenpreis, der für Tiermalerei ausgesetzt war, gewinnen mußte. Zwischen ihm und den übrigen Tiermalern und Jagdmalern, so gut sie an sich sein mögen, klafft ein Unterschied, der nicht zu überbrücken ist. Es ist schwer, in Worten auszudrücken, warum das eigentlich so ist.

Zum echten Künstler gehört nämlich zweierlei: Eines läßt sich nicht lernen. Es ist das Talent, der göttliche Funke, der vielleicht durch irgendeine glückliche Zusammensetzung seiner Erbmasse entstand, der aber vielleicht auch plötzlich auftrat. Dieser Funke muß da sein, denn Talent läßt sich nicht lernen.

Talent allein macht es aber auch nicht aus, denn einer mag noch so talentiert sein, er kann deshalb noch lange nicht malen, oder was es eben ist. Das muß er lernen, und er muß um so mehr lernen, je weiter er es bringen will. Aber gerade in der Kunst ist das Lernen besonders schwer. Dem Künstler schwebt ein Traumbild dessen vor, was er erreichen will. Vielleicht gelingt es ihm monatelang und jahrelang nicht, das zu schaffen, was er erträumte. Er erlebt Zeiten tiefster Niedergeschlagenheit, wo er an seinem Können verzweifelt, doch er erlebt auch, zunächst nur selten, das Glück, das erreicht zu haben, was er sich als Ziel steckte. Künstler sein ist kein leichter Beruf, denn die äußere Anerkennung ist es nicht, die befriedigt. Nur der Künstler selbst weiß, ob das, was er schuf, dem gleicht, was er erträumte. Vielleicht erlebt er, daß sein Talent nicht ausreicht, daß er eines schönen Tages einfach nicht mehr weiter kommt. Das muß er als Mann tragen. Wer sich der Kunst, die die höchste Befriedigung gewähren kann, weiht, weiß nicht, wie weit er kommen wird. — Ganz klar wird einem das besonders dann, wenn man auf einer großen Ausstellung Bilder vieler verschiedener Künstler nebeneinander hängen sieht. Da sieht man viele saubere, liebevoll und technisch gutgearbeitete Bilder. Es sind schöne Bilder, sie gefallen einem auch. Daneben hängt aber dann vielleicht einer, bei dem man empfindet, daß er über die anderen emporragt, wie ein Berg über niedrige Gipfel. Das ist nur sehr selten der Fall. Bei Liljefors ist es so.

Liljefors lebt heute noch in Schweden, wo er 1860 in Uppsala geboren wurde. Er hat sich von Jugend auf ganz der Tiermalerei gewidmet. Sein Leben war das Leben eines Mannes, der immer tiefer mit der Natur verwuchs, die er darstellte. Wer, wie er, ein Sondergebiet der Kunst als Feld seiner Tätigkeit erwählt, muß in diesem Gebiet aufgehen, muß sich hier Kenntnisse erwerben, die bis in die letzten Einzelheiten gehen. Dann erst entstehen Bilder, die ganz einfach wirken und die dennoch einen unbeschreiblichen Zauber ausüben. — Da ist das Bild des Schneehasen, der über eine weiß verschneite Fläche flüchtet. In



Ein Seeadlerpärchen schlägt einen Polartaucher — Aufnahmen: Dr. Weskamp (Internationale Jagdausstellung)

Schweden werden die Schneehasen mit der Bracke gejagt. Nun, Liljefors selbst hat gewiß unzählige Male erlebt, wie es aussieht, wenn der Schneehase vor dem noch weit entfernt jagenden Hunde auf den Schützen zuflüchtet. Er hat zahllose Skizzen von Schneehasen gemacht, er hat die wunderbaren Farbspiele studiert, die auf dem Schnee entstehen, wenn die Sonne ganz schräg steht, und dann, eines Tages, hat er dieses Bild gemalt. Die Sonne steht so tief, daß der Schnee dunkel in Blau und Purpur abgetönt ist. Nur die frischen Spuren, deren Ränder steiler zur Sonne stehen, fangen ihr volles Licht und blitzen daher hell auf. Der Schneehase ist genau in jenem Augenblick dargestellt, in dem er die volle Anmut seines leichten, hüpfenden Laufes am besten zur Geltung bringt. Das Einzigartige an diesem Bilde ist, daß es genau und selbstverständlich die dem Hasen eigentümliche Bewegung darstellt. Der Hase schwebt nicht in der Luft, er läuft wirklich, und er läuft so, wie eben nur ein Hase läuft. Er kann nicht so laufen, er muß so laufen. Das ist Kunst!

Man könnte ähnliche Betrachtungen an sämtliche Bilder Liljefors' knüpfen. Ganz besonders gern hat er Adler gemalt. In seiner Heimat rollt das Meer in schweren Wogen gegen die geschliffenen Uferfelsen der Schären. Hier auf diesen Klippen und Inseln leben die seltsamsten Meeresvögel, Eiderenten, Mantelmöwen und dergleichen. Der gewaltige Seeadler mit den weißen Schwanzfedern blockt auf den Klippen und zehntet die Vogelschwärme. Er breitet die Flügel aus und streicht auf die See hinaus, wo ein hochnordischer Polartaucher ängstlich vor ihm unter Wasser flüchtet. Der Adler schwebt über den Wogenkämmen und beobachtet, wohin der flüchtige Vogel taucht. Sein Weibchen gesellt sich zu ihm, und nun hetzen sie gemeinsam den Taucher so lange, bis er einmal beim Luftholen dicht vor den schweren, gelben Fängen der Adler emporstößt. Dann packen sie zu; das Drama ist zu Ende.

Den Schneehasen, der im Winter über das gefrorene Meer auf die Schären hoppelte, jagte der Steinadler auf. Der Hase hatte sich zu leichtfertig hinter einen Busch gedrückt, das Adlerauge hat ihn erspäht, und nun sausen die mächtigen, steifen Flügel über ihm. Er schlägt Haken um Haken, er entkommt dem Adler zweimal und dreimal, aber dann ist es vorbei, denn die letzte Wendung führt ihn mitten in die Fänge des großen, herrlichen Raubvogels hinein.

Der Fuchs, der am Rand der Schonung verhofft, Rebhühner, die vor dem Hund auffliegen, spielende Füchslein im Wiesengras, der Elch, der sein mächtiges Schaufelgeweih gegen den Verbeller, den Spitzhund, senkt, während der Jäger hinter einem Felsblock kauert und mit zitternden Fäusten die Büchse auf den schwarzen Koloß richtet, das sind so seine Motive. Jedesmal gibt er ein volles Stück Leben, jedesmal ist das alles mit einer unerhörten Meisterschaft hingepinselt. Es ist sonderbar: Wenn ein Durchschnittskönner jede Einzelheit genau malt, dann wird meist ein Bild daraus, das mehr einer schlechten Photographie als einem Gemälde ähnelt. Wenn aber solch ein Meister jede Feder eines durchgebogenen Adlerflügels haargenau in jenem Winkel darstellt, den sie eben einnehmen muß, dann ist es höchste Kunst. Es ist eben ein Geheimnis um ein solches Schaffen, ein Geheimnis, das sich im Zusammenklang der Farben, in der Schönheit der Linien, kurz, in jeder Einzelheit offenbart, und das sich doch nur fühlen und nicht erklären läßt. Genies sind selten, man sieht sie, bestaunt sie und kann den letzten Kern ihres begnadeten Wesens doch nicht enthüllen.

Dr. Franz Graf Zedtwitz.

Briefe aus Fernost

Schanghai, den 4. Juli.

Lieber Walter!

Nun bin ich schon fast vier Monate in Schanghai. Von der Überfahrt hatte ich Dir schon geschrieben, aber über das Leben hier erzähle ich Dir erst heute. Es gab für mich hier soviel Neues, soviel zu sehen und aufzunehmen, daß ich noch gar nicht auf den Gedanken gekommen bin, Dir darüber zu schreiben. Es ist hier ganz anders, als wir beide es uns vorgestellt haben, als wir noch in Deutschland waren und mein Vater die Stelle in Schanghai erhielt. Weißt Du noch, wir dachten, ich ginge mit meinen Eltern in die Wildnis unter Räuber und Piraten und wir würden nur mit ganz wenigen Deutschen und Europäern zusammen sein unter Hunderten von Millionen Chinesen. Wir kamen morgens in Schanghai an. Schon von weitem sah ich, als sich unser Schiff den Wangpu heraufwand und dem Hafen näherte, in der Ferne große Wolkenkratzer, und ich glaubte eher nach New York zu kommen als nach China. Es war die Uferstraße, genannt der „Bund“, die so amerikanisch aussieht. Mein Vater sagte mir, Schanghai sei der fünftgrößte Hafen der Welt und habe drei Millionen Einwohner. Den Hauptteil der Stadt bildet die internationale Niederlassung.

Und Deutsche gibt es hier! Es sind hier viele große Kaufmannsfirmen, meistens Vertretungen von den großen Werken zu Hause. Die bedeutendsten sind die IG.-Farben, Siemens China, AEG. usw. Im ganzen gibt es in Schanghai mit Frauen und Kindern 1500 Deutsche, die vom Handel mit den Chinesen leben. Mein Vater sagte mir, daß aber die Zahl allein gar nicht maßgebend ist für die Bedeutung. Die Arbeit von einem Kaufmann hier draußen bedeutet Arbeit für Hunderte von Arbeitern in der Heimat.

Alle Deutschen in Schanghai bilden die deutsche Gemeinde, die sozusagen eine Verwaltungsbehörde für die deutschen Staatsangehörigen ist. In der internationalen Niederlassung, an der Grenze zwischen Niederlassung und französischer Konzession, befindet sich ein großes Grundstück, das wir hier „Deutsches Eck“ nennen. Die deutsche Schule, gleichzeitig „Deutsches Gemeindehaus“, und die deutsche Kirche befinden sich hier. Unsere Schule hat sämtliche Klassen bis Oberprima, und ich kann hier genau so mein Abitur machen wie zu Hause. Wenn man will, kommt man hier sogar mit Deutsch aus, so viele Deutsche gibt es hier, und Du findest außer den großen Handelsfirmen mit ihren Büros auch deutsche Hotels und Pensionen, Fleischer- und Bäckerläden, Apotheken, Buchhandlungen, Drogerien und Restaurants. Auch ein deutsches Krankenhaus gibt es hier in Schanghai, und vor den Toren der Stadt in Wusung, wo der Wangpu in die Mündung des Yangtsekiang und damit ins Meer übergeht, besteht sogar eine deutsch-chinesische Universität mit einer Menge deutscher Professoren.

Wenn man zum Hafen kommt, so ist es kaum möglich, daß nicht gerade ein oder zwei deutsche Dampfer am Kai oder im Fluß liegen. Die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd unterhalten mit Ostasien einen regelmäßigen wöchentlichen Passagier- und Frachtdampferdienst. Durch den Bau der drei großen Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyds „Scharnhorst“, „Potsdam“ und „Gneisenau“ hat Deutschland sogar die Führung in der Europa-Ostasienschiffahrt übernommen. Es ist immer ein wunderbares Erlebnis, wenn einer der drei großen Dampfer ankommt oder den Hafen verläßt, es ist wie ein Stück Heimat für uns hier draußen, und es erfüllt einen mit Stolz den anderen Ausländern gegenüber, die auch die schönen Schiffe betrachten und unserer deutschen Leistung Anerkennung zollen müssen.

Als ich aus Deutschland wegfuhr, da dachte ich oft mit Wehmut daran, daß nun das schöne kameradschaftliche Leben in der HJ. aufhören würde. Wer weiß, ob ich draußen in China überhaupt einen vernünftigen Kameraden finden würde. Aber Du wirst staunen, wie auch ich gestaunt habe: wir haben hier auch eine HJ. HJ. und BDM. sind zusammen ungefähr 100 Jungen und Mädels. Sonnabends haben wir genau wie zu Hause Staatsjugendtag und Mittwochs Heimabend. Unser Heim ist auf dem Grundstück der deutschen Schule und sieht äußerlich genau wie ein HJ.-Heim zu Hause aus. Aber der Dienst ist doch etwas anders. Denn wenn wir einen Ausmarsch machen, dann geht es durch chinesische Dörfer und Felder, und oft genug laufen staunend die Dorfbewohner zusammen, um uns zu betrachten, wenn wir mit unseren Fahnen und Wimpeln durch die Gegend ziehen.

Vor kurzem war ich einmal in Tsingtau, unserm alten Schutzgebiet. Als wir mit dem Dampfer ankamen und man allmählich die Stadt erkennen konnte, fühlte ich mich beinahe nach Deutschland versetzt. Häuser in deutschem Baustil mit roten Ziegeldächern, dazwischen grüne Bäume, die sonst in China selten sind, überragt von Kirchtürmen, alles genau wie ein deutscher Ostseehafen. Tsingtau ist noch heute ein Mustergebiet. Die Chinesen haben klugerweise, nachdem Japan ihnen auf den Druck Amerikas und Englands das besetzte Tsingtau zurückgeben mußte, die Pläne der alten deutschen Verwaltung weiter befolgt. Sogar Häuser, die jetzt gebaut werden, werden dem alten, von den Deutschen eingeführten Stil angeglichen. Leider ist das Deutschtum in Tsingtau, wie übrigens auch in Nordchina, sehr im Rückgang. Ein Geschäft nach dem anderen muß schließen, ebenso die englischen und amerikanischen, und den vordringenden Japanern Platz machen. Es ist sehr traurig: aber die Zahl der Deutschen wird beinahe von Tag zu Tag kleiner, und man kann bald den Tag absehen, an dem Tsingtau nur noch nach außen hin sein deutsches Gepräge haben wird.

Nun muß ich aber schließen, die augenblickliche große Hitze strengt selbst beim Briefschreiben an. Es ist in den Sommermonaten so unerträglich heiß, daß wir hier fast drei Monate Ferien haben. Meine Kameraden sind fast alle in Tsingtau im Sommerlager der HJ. Ich mußte leider schon wieder nach hier zurück, da ich mit meinem Vater für ein paar Wochen nach Japan fahren soll. Die meisten deutschen Frauen aus Schanghai sind augenblicklich auch in Tsingtau, das neben Peitaho im Norden das Sommerbad Chinas darstellt. Also bis zum nächsten Brief herzliche Grüße und

Heil Hitler!

Dein Wolfgang.



Aufnahmen: Scherl

Schanghai, die berühmte Futschan-Road

Lieber Walter!

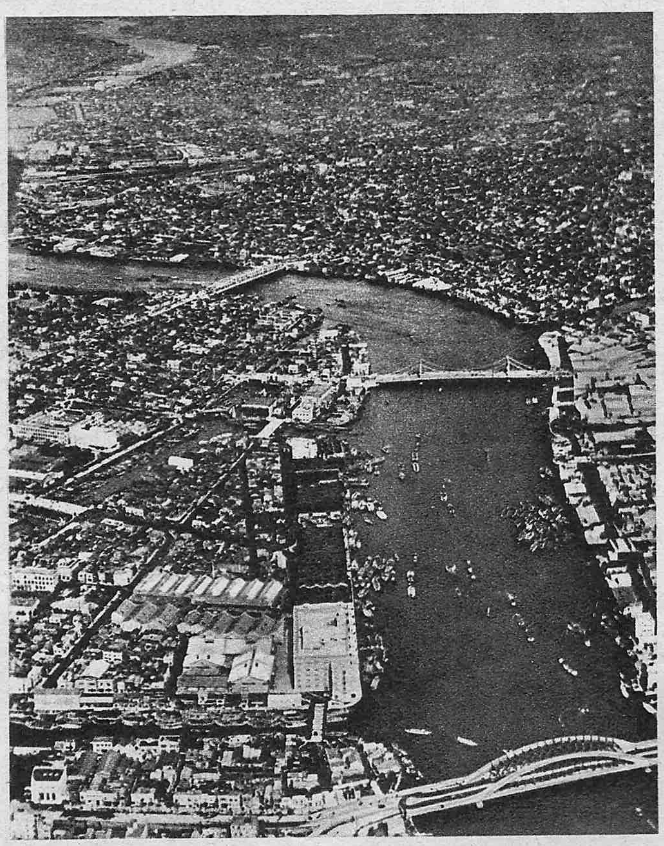
Es ist einige Zeit seit meinem letzten Brief vergangen, aber seitdem hat sich auch soviel ereignet, daß Du Dich nicht wundern wirst, von mir solange nichts zu hören. Inzwischen tobt ja nun, wie Du sicher in Deutschland in den Zeitungen gelesen hast, der unglückselige Krieg zwischen Japanern und Chinesen in Nordchina und bei Schanghai. Meine Mutter und ich mußten gleich in den ersten Tagen, nachdem die Feindseligkeiten in Schanghai ernste Formen annahmen und sogar Bomben auf die Internationale Niederlassung fielen, abtransportiert werden. Die deutschen Männer blieben aber in Schanghai, während bei den Amerikanern auch viele Männer das Hasenpanier ergriffen, obgleich sie Kriegsschiffe im Hafen liegen haben. Die deutschen Frauen und Kinder wurden nach Hongkong in Südchina, das eine englische Kolonie ist, oder nach Japan gebracht. Ein großer Teil der deutschen Jungen und Mädel befand sich noch im HJ.-Lager in Tsingtau. Sie konnten von dort nicht nach Schanghai zurück. Deshalb wurde das Lager verlängert, und ich glaube, daß unsere Kameraden und Kameradinnen dort erst einmal sicher sind, da es in Tsingtau noch nicht zu Kämpfen gekommen ist.

Meine Mutter und ich gingen nach Tokio, da wir hier gute Bekannte haben.

Tokio war für mich nun ein ganz besonderes Erlebnis, erstens die Stadt überhaupt und zweitens in der augenblicklichen interessanten Zeit. Nach London und New York ist ja Tokio die drittgrößte Stadt der Welt, und es hat eine ungeheure Ausdehnung nicht nur wegen der vielen Einwohner, sondern auch deshalb, weil fast jede japanische Familie ihr kleines Häuschen hat und es keine großen Miethäuser gibt wie in Berlin und anderen deutschen Großstädten. Wie in Schanghai, findet man auch in Tokio das seltsame Nebeneinander von europäischem und ostasiatischem Stil. Es gibt im Zentrum Tokios ein großes Stadtviertel, das ebensogut in einer großen europäischen oder amerikanischen Stadt stehen könnte. Dann erstrecken sich aber auf einem unendlichen Raum die alten japanischen Holzhäuser der Tokioter Bevölkerung, die sich in nichts von denen unterscheiden, die zu einer Zeit gebaut wurden, wo noch keine Europäer in Japan waren. Es ist also ähnlich wie der Gegensatz in Schanghai, nur das eine ist interessant: Während in Schanghai die großen europäischen Häuser auch wirklich von Europäern oder Amerikanern gebaut wurden und europäische Geschäftsbüros oder Banken beherbergen, ist auch das moderne europäische Geschäftsviertel Tokios völlig japanisch. Unmittelbar nördlich an das eben geschilderte Geschäftsviertel, das den Namen Marunouchi trägt, anschließend erstreckt sich das Gelände des Kaiserpalastes. Umgeben von Wassergräben und Anlagen, ist es durch eine hohe Mauer von der Außenwelt abgeschlossen. Nur an einigen Stellen sieht man außer den herrlichen alten Bäumen auch einen Teil des Kaiserschlosses über die Mauern herüberragen. Der Zutritt ist den gewöhnlichen Sterblichen verboten, und wenn die Volksmenge, wie jetzt öfters, ihre Dankbarkeit für einen Waffenerfolg bei Schanghai oder in Nordchina bezeugen will, so verbeugt sie sich nur dreimal vor den Mauern des Palastes. Kein gewöhnlicher Japaner bekommt seinen Kaiser zu sehen. Wenn er durch die Straßen fährt, wird jedesmal eine riesige Polizeiabsperrung vorgenommen. Kein Mensch darf am Fenster sein, denn niemand darf den Kaiser etwa von o b e n betrachten. Die Menschen, die sich aber gerade auf der Straße befinden, müssen sich beim Herannahen des Autos, in dem sich der Kaiser befindet, umdrehen, ihm den Rücken zukehren und sich verneigen. So vereint sich in Japan seltsam Mittelalter und moderne Zeit.

Augenblicklich ist — wenn ich so sagen darf — dauernd irgend etwas los, und man merkt an vielen kleinen Einzelheiten, daß das Land sich im Kriegszustand befindet. Wenn auch kein Krieg erklärt ist, so ist es doch ein wirklicher Krieg, der sich aus dem kleinen Zwischenfall in Nordchina entwickelt hat. Man weiß natürlich nicht genau, wieviel Truppen Japan nach China hinübergeschickt hat. Aber es steht fest, daß es ungefähr 1 Million Mann im Augenblick unter Waffen hat. Täglich sieht man in der Stadt kleine Züge von 50 bis zu mehreren hundert Leuten, die einige eingezogene Reservisten zur Bahn bringen. Die nächsten Bekannten und patriotische Verbände aus dem Wohnbezirk des eingezogenen Soldaten geben ihm das Geleit. Auch Schulkinder unter Führung des Lehrers sind oft dabei. Alle haben kleine japanische Fähnchen in den Händen. Unter Absingen von Liedern und Schwenken der Fähnchen zieht dann der Zug durch die Straßen. Die Fenster der Häuser füllen sich dann mit Menschen, die ebenfalls kleine Fähnchen schwingen, und ab und zu werden Banzai-Rufe laut. Banzai ist dasselbe wie unser Hurra.

Sehr oft finden auch Siegesfeiern statt. Auch hier spielen die Schulkinder eine große Rolle. Es gibt in Japan nichts Ähnliches wie unsere HJ. Bei uns würde bei nationalen Feiern die HJ. und das Jungvolk aufmarschieren, in Japan ziehen die Schüler und Schülerinnen unter Führung von Lehrern und Lehrerinnen durch die Straßen. Man erkennt sie immer schon von weitem, denn hier tragen Schüler wie Schülerinnen Uniform. Die Mädchen haben Matrosenkleider an und die Jungen tragen schwarze Leinenanzüge mit langen Hosen und Metallknöpfen. Dasselbe haben die Studenten an, die eigentlich mehr wie Eisenbahner aussehen. Außer den Umzügen merkt man aber auch noch an vielen anderen Dingen, daß Krieg ist. Überall hängen Plakate mit Soldatengestalten. Leider kann ich nie die Schrift lesen und weiß so nicht, was sie bedeuten, aber ich muß annehmen, daß es sich um Geschäftsreklame handelt. Fast an allen Häusern sind kleine japanische Nationalfahnen angebracht, Bilder vom Kriegsschauplatz befinden sich in vielen Schaufenstern. Am Gebäude der großen Zeitung „Asahi" erscheinen in Leuchtbuchstaben die neuesten Nachrichten von den Kämpfen in China, und die Vorübergehenden bleiben stehen, um sie zu lesen. In den Kinos gibt es zu jedem Programm zwei Wochenschauen von Schanghai oder Nordchina. Viele Geschäfte haben Soldaten- oder Marineuniformen für Kinder ausgestellt. Auf der Hauptstraße, der „Ginza", werden von alten Frauen Spielzeugmaschinengewehre verkauft, die knattern, wenn man eine an ihnen angebrachte Kurbel dreht.



Tokio, Luftaufnahme mit dem Suimdafluß

Aber man merkt doch, daß ein Krieg auch eine sehr ernste und traurige Angelegenheit ist, besonders für ein so armes Volk wie die Japaner. Unsere Bekannten erzählten uns, daß seit dem Ausbruch des Konflikts die Preise durchschnittlich um 20 Prozent gestiegen seien. Das bedeutet sehr viel für ein Volk, dessen größter Teil gerade eben mit Hängen und Würgen sein Auskommen findet. Viele ausländische Waren dürfen nicht mehr eingeführt werden, und auch die deutschen Kaufleute haben darunter zu leiden. Die Verluste an Menschenleben sind besonders bei Schanghai sehr groß. Die Japaner sind ungeheuer tapfere Soldaten. Sie gehen beim Angriff nicht mit der Umsicht und Erfahrung vor, wie wir es von unseren Vätern aus dem Weltkriege gehört und gelesen haben. Von 150 Meter Entfernung rennen sie mit aufgepflanztem Seitengewehr mit Todesverachtung gegen die gutbefestigten feindlichen Stellungen an. Das ist tapfer und bewundernswert, kostet aber ungeheure Menschenleben, die man sparen könnte.

Wir hoffen hier alle, daß dieser Krieg bald zu Ende sein wird. Er ist auf die Dauer weder für Japan noch für China, ganz und gar nicht aber für die Interessen der Deutschen in Japan und China gut.

Ich hoffe, daß ich Dir das nächste Mal schon wieder aus Schanghai schreiben kann. Herzliche Grüße und

Heil Hitler!
Dein Wolfgang.

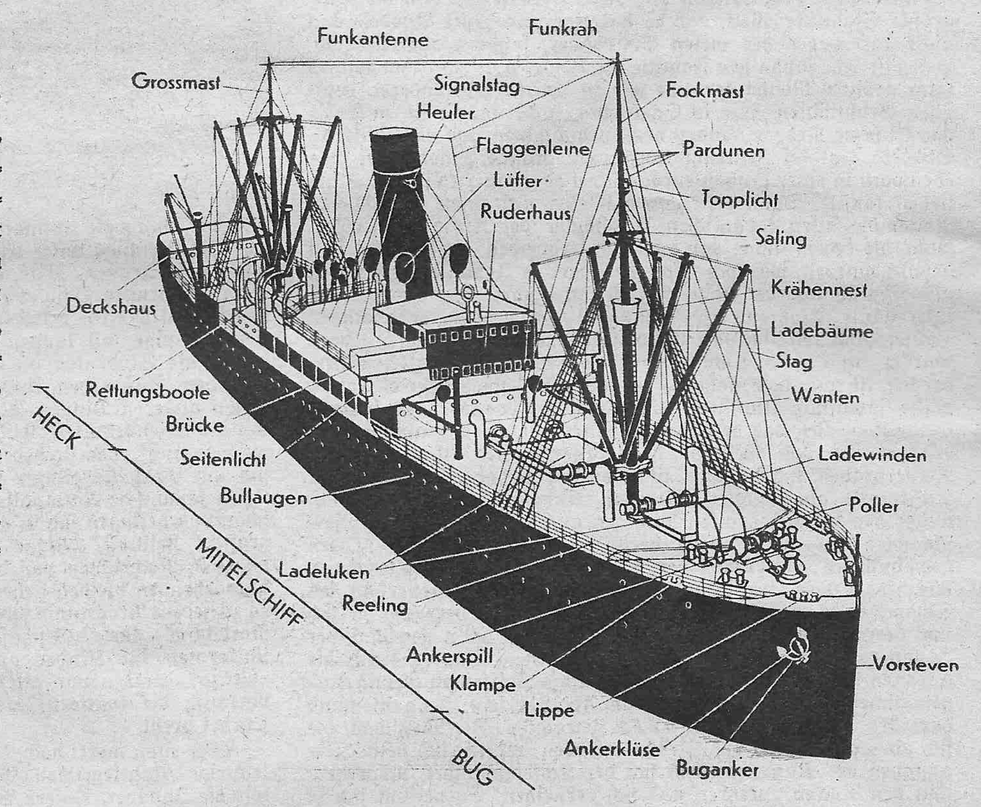
Die Welt der Schiffe

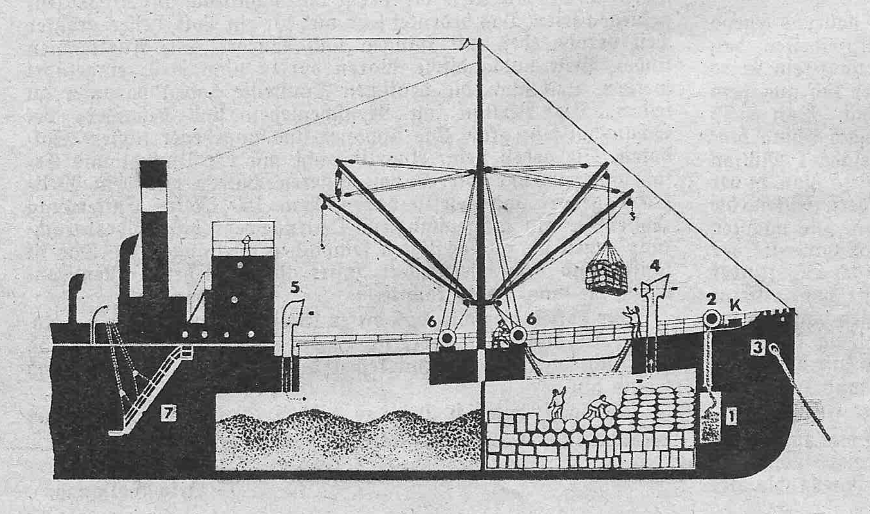
Die „Welt" der Schiffe? – ja, sie ist wirklich eine Welt! Kein anderer Verkehrszweig besitzt eine solche Fülle von Einrichtungen und Anlagen wie die Schiffahrt. Wer einmal in einem Hafen war, der weiß davon zu erzählen; von niedrigen langgestreckten Schuppen und von hohen Speichern, von gewaltigen Kränen, von Gütern aus aller Welt und von dem Gewimmel der Arbeit. Wie gern würde jeder einmal einen Blick hinein tun in diese Welt von Schuppen und Speichern, die Dächer und Wände fortnehmen und in die Schiffe hineinschauen, die am Kai und im Strom festgemacht sind. Wer möchte nicht mit eigenen Augen gesehen haben, wie ein Schiff aus vielen tausend Teilen zusammengesetzt wird und auf den Hellingen der Werft in die Höhe wächst, bis es beim Stapellauf majestätisch hineingleitet in sein Element – und wer möchte es nicht begleiten auf seinen Reisen in die Welt?

Was es auf einem Schiff alles zu sehen gibt und wie es drinnen aussieht – und wie ein großer Hafen eingerichtet ist und wie sich der Betrieb in ihm abwickelt, das zeigen die Bilder dieser beiden Seiten.

Die Ausstattung eines Schiffes

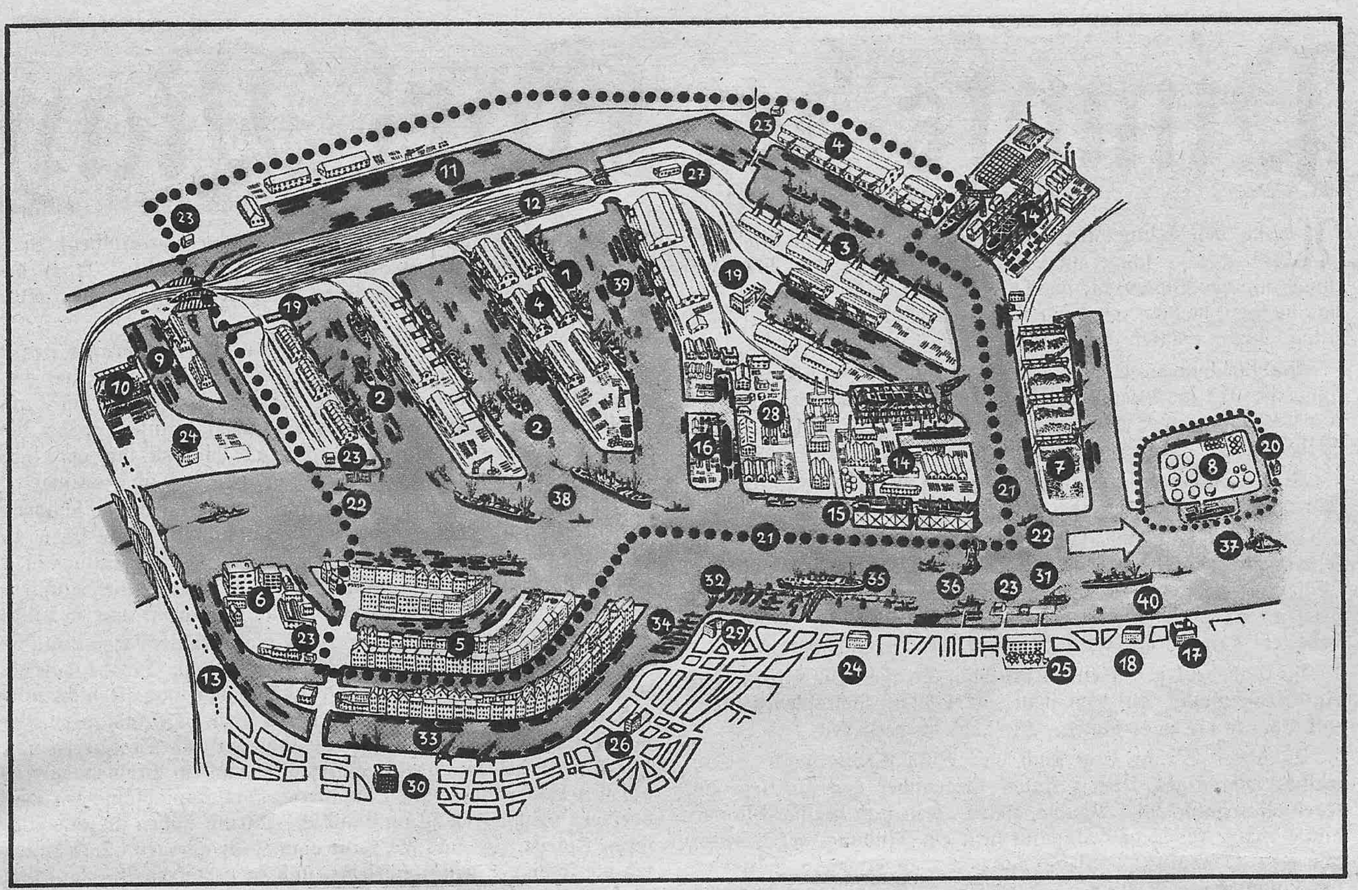
ist nach Zweck und Größe verschieden, so daß man oft schon nach dem Aussehen eines Schiffes auf seine Bestimmung schließen kann. Dies ist ein mittelgroßer Frachtdampfer. Zu seiner Decksausstattung gehören: Brücke mit Ruderhaus, Kartenhaus, Funkraum, Wohnräume des Kapitäns und der Besatzung, Salons und Kabinen für Fahrgäste. Ferner Schornstein und Masten, welche die Ladebäume tragen – das Ankergeschirr, Ladeluken und -winden, Lüfter und Entlüfter, Rettungsboote usw.





Ein Schiff im Schnitt

Ankergeschirr: Aus dem Kettenkasten (1) läuft die Kette über die Ankerwinde (2) durch die Ankerklüse (3). Die Kette kann durch den Kettenstopper (K) festgehalten werden, der auch den Zug der Kette bei verankertem Schiff aufnimmt. – **Entlüfter** (4) sorgen für Abfuhr der verbrauchten, **Lüfter** (5) für Zufuhr von frischer Luft. – Zum Löschen und Laden mit Bordmitteln sind **Ladewinden** (6) aufgestellt. Auf der Reede und im Hafen spielt sich der Personenverkehr vielfach über das **Fallreep** (7) ab.



Das Bild eines großen Seehafens

Das Bild eines großen Seehafens

Schiffahrt und Häfen sind lebenswichtig für Deutschland. Wie viele Rohstoffe für unsere Industrien, wie viele Nahrungs- und Genußmittel und Gegenstände, die wir täglich brauchen, bringen deutsche Schiffe im Austausch gegen deutsche Erzeugnisse in die deutschen Häfen!

Dieses Schemabild soll alle Einrichtungen zeigen, die zu einem guten Hafen gehören. Ein Hafen muß von See und vom Lande her leicht zugänglich sein, sichere, gegen Wind, Strömung, Seegang und Eis geschützte *Liegeplätze* bieten und genügende Wassertiefe besitzen. Zu seiner Ausstattung sind ausreichende *Lösch- und Ladeeinrichtungen* nötig, ferner *Schuppen*, *Speicher* und *Plätze*, auf denen die Güter für kürzere oder längere Zeit gelagert werden können, und schließlich *Verkehrsanlagen*, auf denen die Güter schnell heran- oder fortgeschafft werden können. Der Hafen ist wie ein lebendiger Körper; eines seiner Glieder ist für das Ganze ebenso wichtig wie das andere.

Hunderttausende finden in Deutschland durch die Schiffahrt ihr tägliches Einkommen. Bis tief ins Binnenland hinein reichen die Auswirkungen der Schiffahrt; zu der Ausstattung eines Schiffes tragen fast alle Handwerke und Industrien das ihre bei, und es gibt wohl keinen deutschen Gau, der nicht irgendwie daran beteiligt wäre!

Erklärung zu obenstehendem Bild

1: Liegeplätze am Kai — 2: Liegeplätze „im Strom" — 3: Umschlagseinrichtungen (Krane usw.) — 4: Kaischuppen für kurze Lagerung vor dem Laden oder nach dem Löschen — 5: Speicher für längere Lagerung — 6: Kühlhäuser für Eier, Fleisch, Fische usw., Getreidespeicher — 7: Freilagerplätze für Massengüter — 8: Ölhafen, der Feuergefährlichkeit wegen außerhalb des eigentlichen Hafens gelegen; durch „Schlängelanlagen" und verschiebbare Pontons verschließbar — 9: Binnenhafen — 10: Freilagerplätze — 11: Liegeplätze für Flußschiffe — 12: Verschiebebahnhof der Hafenbahn — 13: Zufahrtsstraßen für Autos und Fuhrwerke — 14: Werften, daneben Ausrüstungskais — 15: Schwimmdocks — 16: Abwrackwerft — 17: Hafenamt, Zeitsignal- und Sturmsignalstation — 18: Polizei- und Gesundheitsbehörde — 19: Feuerwehr, Liegestelle für Löschboote — 20: Lotsenstation — 21: Freihafengrenze, in deren Zone Schiffe ohne Zollaufsicht löschen und laden können — 22: Zollboote zum Bewachen der Freihafengrenze — 23: Zolldienststellen, die den kleinen Wasserverkehr, den Bahn-, Fuhrwerks- und Personenverkehr abfertigen — 24: Hauptzollämter — 25: Hafenkrankenhaus, Tropenkrankenhaus, Rettungs- und Quarantänestation — 26: Gewerbeaufsichtsamt, das den Gewerbebetrieb im Hafen überwacht — 27: Kaffeehallen für die Hafenarbeiter — 28: Fabriken im Freihafen — 29: Musterungsbehörde — 30: Reedereien — 31: Fährdampfer vermitteln den Personenverkehr im Hafen — 32: Liegeplätze der Schlepper — 33: Schutenhafen und Umgehungskanal um den Freihafen — 34: Barkassen-Liegestelle — 35: Überseebrücke, an der Seeschiffe zum Ein- und Ausschiffen von Fahrgästen anlegen können — 36: Getreideheber wird von Schleppern verholt — 37: Die Fahrrinne wird gebaggert — 38: Schlepper verholen Seeschiffe im Hafen — 39: Schlepper bringen Schuten an die Speicher — 40: Frachtdampfer fährt unter Assistenz eines Schleppers seewärts.

Entnommen dem eben erschienenen „*Schiffbuch*" von Friedrich Böer, das mit 160 wunderschönen Photographien und 350 Zeichnungen, Schnitten, Schemabildern, Planskizzen von Erich *Krantz* und Margrit v. *Engelhardt* und zwei großen Klapptafeln das ungeheure Gebiet der Binnen- und Seeschiffahrt zum Erlebnis macht. Weidmannsche Verlagsbuchhandlung, Berlin SW. 68. Preis 7,50 RM.

Pimpfe bei Karl May

Als ich den Winnetou gelesen hatte, da dachte ich nur: Der Winnetou — schwer in Ordnung! Der Fritz, der Max, der Paul und der Bimbo, die dachten genau dasselbe. Weil wir alle das dachten, dachten wir auch: der Karl May — schwer in Ordnung. Drum wollten wir alle einmal zu dem Karl May.

Nachforschungen zeigten, daß das unmöglich sei. Denn Karl May ist 1912 im Alter von über 70 Jahren gestorben. Das hat der Bimbo in einer ollen Zeitung gelesen. Und weil es in der Zeitung steht, muß es stimmen.

Aber wir waren energisch. Wir wollten unbedingt zu Karl May. Und sind auch bei ihm gewesen.

Das heißt natürlich nicht bei dem Karl May selber. Aber in seinem Haus, in der „Villa Shatterhand" und in dem Karl-May-Museum. Auch davon hatte der Bimbo in derselben Zeitung gelesen. Er hatte in seinem runden Kopf und dito Gedächtnis behalten, daß sich all das in Radebeul bei Dresden befände.

In Radebeul gibt's eine Karl-May-Straße. Die Straße hat ein Straßenschild, auf dem steht „Karl May, Volksschriftsteller" und noch so ein paar Daten. Die hab' ich vergessen.

In dieser Straße liegt auch die „Villa Shatterhand". Son weißes, viereckiges, kleines Haus. Gegenüber von ihr liegt ein Karl-May-Hain. Viel Bäume, kleine Seen und massig Blumen gibt's darin. Vorn am Eingang steht ein Findling, der aussieht wie eine Schwurhand. Drauf lasen wir in etwas verwitterten Goldbuchstaben den Namen „Karl May". Dann haben wir uns die duften Blumen nochmal näher angeguckt und bedauert, daß wir zu Hause nicht auch solche Miniaturseen haben. Die wären auch schwer in Ordnung, zum Spritzen, versteht sich.

Sind schließlich schnurstracks über die Straße rüber, an der „Villa Shatterhand" vorbei zu dem Karl-May-Museum gegangen. Das ist in einem großen Blockhaus mit dem schönen Namen „Villa Bärenfell". Zu einer Führung kamen wir grade zurecht. Vom Eingang links ist in dem Blockhaus ein großer Raum. Wildwest-Raum oder so heißt er. Da brennt ein Kaminfeuer, auf den Holzbänken ringsum liegen leere Felle, die man früher einmal lebendig gewesenen toten Tieren abgezogen hat. Ein hölzerner Tisch und noch ein hölzerner Tisch, Schemel und Stühle aus Holz, auf all diesen Sitzinstrumenten Leute, die sich erzählen lassen wollen über und von Karl May.

Patty Frank

In der Mitte steht ein Mann mit einem großen Cowboy-Hut. Ein knorker Kerl übrigens, aber das haben wir erst nachher gemerkt. Das ist Patty Frank. War früher Artist, in vielen Zirkussen, ist auch drüben in Amerika herumgekommen. Kennt Deutschland aus dem Eff-Eff.

Der Patty Frank erzählt viel, mehr jedenfalls, als ich behalten habe. Da war eine große Indianerschlacht, bei der sich die Weißen nicht allzu nobel benommen haben sollen. Die bildete sozusagen den Abschluß der Zeit der letzten freien Indianer. Weiter erzählt er über indianische Kleidung und indianische Waffen, schließlich auch aus dem Leben Karl Mays. Alles Geschichten, die man sich besser anhört, als daß man sie sich von mir wiedererzählen läßt.

Das Museum selbst ist verrückt interessant. Da sind lebensgetreu Indianerfiguren nachgebildet. Der Kopf von einem ganz uralten Indianer hat uns besonders imponiert. Das soll ein ganz berühmter gewesen sein. Er hieß Red Cloud. „Die Weißen haben kein Hirn und kein Herz" hat er irgendwann einmal gesagt, was nicht grade für seine anatomischen Kenntnisse spricht.

Richtige Mokassins haben wir auch gesehen. Gibt es in verschiedener Form. Aus ganz hellem und ganz dunklem Leder.

Natürlich die Medizinbeutel. Die darf man nicht vergessen sich genau anzuschauen. Komische Dinge hatten sich die alten Herren Indianer da aufbewahrt. Etwa eine abgebrochene Bruyère-Pfeife, ein paar Eisennägel oder dergleichen. Auch die Klauen von einem Grizzlybären und was es sonst für wilde Viecher da gibt.

Ein Bild, das man Panarame oder auch Panorama nennt und das einen Einblick in das Indianerleben geben soll, hat uns allen schwer imponiert. Der fette Max hat gemeint, er wäre am liebsten Squaw. Weil die zu Hause essen könnten, wenn die Krieger draußen herumreiten müßten. Ich hab ihn aber abgefertigt: „Du bist ein fauler Kojote, hough!" hab ich geantwortet.

Kanus und sonst dutzenderlei Dinge kann ich weder schildern noch aufzählen. Mein schwaches Gedächtnis ist heute schon zu verbraucht. Ich habe in der Pause von der dritten Stunde heut früh nämlich ein Gedicht schnell gelernt, das wir können mußten. In der konnte ich es auch. Jetzt weiß ich nicht mehr, wie es heißt.

Was ganz Dolles waren noch die Skalpe. Phantastische Skalpe, sag ich euch, kann man sich da angucken. Schade, daß die unter Glas sind. Und noch mehr schade, daß man sie nicht mitnehmen kann. Sind da doch Skalpe zu sehen von Indianern und von Weißen. Übrigens sollen die Indianer das Skalpieren von den Weißen gelernt haben. War früher mal ein Preis ausgesetzt auf den Kopf eines jeden Indianers. Das Kopfabschneiden war aber den Geldjägern zu umständlich. Darum haben sie schließlich ihren Opfern nur noch die Haut vom Kopf gezogen. Das haben sich die Indianer dann abgesehen und es gewissermaßen auf Gegenseitigkeit gemacht.

Weil wir sehr resolut und gar nicht allzu zurückhaltend waren, hatte uns der Patty Frank offenbar ins Herz geschlossen. Drum hat er uns auch einen Blick in die „Goldgräberbar zum grinsenden Präriehund" werfen lassen. Da sind lauter Einrichtungsgegenstände aus echten amerikanischen Präriebars drinnen. Unter anderem auch so ein „erster Dollar", den der Wirt verdiente, in Glaseinrahmung. Dann eine Riesen-Pistole, die unter einem Schild hängt „to morrow free beer". Das heißt „Morgen Freibier". Und wenn es Freibier gab, dann hat es in den Wild-West-Bars eben immer geknallt.

Der Henrystutzen

Noch etwas haben wir zu sehen bekommen. Die berühmten Gewehre: Die Silberbüchse, den Bärentöter und den Henrystutzen. Die Silberbüchse ist nicht, wie ich immer gedacht habe, ganz mit silbernen Nägeln beschlagen, sondern nur in großen Abständen. Der Bärentöter ist ein Riesending. Vom Henrystutzen hat uns der Patty Frank was Wichtiges erzählt. „Wieviel Schuß hat der denn?", hat er uns zunächst gefragt. „Fünfundzwanzig", hat Bimbo mit einem Anflug von Stolz geantwortet. „Ne", hat der Patty gelacht, „da hat der Karl May mal ein bißchen geschwindelt. Der Henrystutzen hat nicht 25, sondern nur 17 Schuß."

Da unter dem Blockhaus ist auch ein geheimnisvoller Keller. In den sind wir auch runtergestiegen. An einer ganz gefährlichen Eisenhakenleiter. Unten ist es schwer düster. Wie in einer uralten Burg. Zu sehen gab es, glaube ich, nichts Besonderes. Trotzdem hat es uns gewaltig imponiert, daß wir da runter durften.

Als wir wieder oben waren, waren wir doch froh. Für düstere Keller muß ein Pimpf ja nicht gerade Vorliebe haben, wenn er sie nicht zum Geländespiel braucht.

Dann haben wir dem Patty Frank die Hand gedrückt, haben uns schnell noch ins Gästebuch eingetragen, und sind endlich langsam davongetrottet.

Gefallen hat es uns ganz verrückt. Nur der Bimbo war untröstlich. Daß der Henrystutzen nur 17 statt 25 Schuß hatte, das wollte er erst gar nicht begreifen. Dann aber schwor er, der Wahrheit die Ehre zu geben. In jedem seiner 30 „Karl Mays" will er, wo immer eine 25 steht, eine 17 draus machen.

Der Pelzjäger

Abenteuer im hohen Norden

von Franz Gf. Zedtwitz

3. Fortsetzung

Von Black ist auch nichts mehr zu sehen. Wenn er gekentert ist, sei Gott seiner Seele gnädig. Horn könnte nicht einmal die Hand nach ihm ausstrecken. Das Boot nimmt immer mehr Wasser über; es kann auch bei ihm nicht mehr lange dauern. Nun, er wird bis zum letzten kämpfen. Kampflos ergibt er sich nicht. Da steht auf einmal eine dunkle Masse im Dampf und im Gebraus des Regens, und diese Masse ist zweifellos die Insel. Vor der Insel aber tobt die Brandung, die schräg auftrifft und ihre Brecher gegen die Granitblöcke wälzt. Durch diese Brecher muß man hindurch, wenn man landen will.

Auch das muß noch gehen! Horn späht geradeaus, er wendet ein wenig, um die Brandung senkrecht schneiden zu können, dann sucht er sich eine Stelle, wo sie am harmlosesten aussieht, und steuert sie mit gewaltigen Treibschlägen an. Es donnert um ihn, Schaum spritzt hoch über das Boot, eine See stößt von unten grob gegen den Kiel, hebt das Kanu. „Grundsee", denkt Horn. Dann denkt er gar nichts mehr, denn nun ist rundum Wasser. Er selbst liegt mitten drin. Als er verzweifelt auftaucht, ist eine ruhige Stimme an seinem Ohr: „Schwimm ans Ufer, ich fische unterdessen deine Ausrüstung auf. Es ist hier nicht tief, wir bekommen alles heraus."

Das ist die Rettung. Black ist vor ihm glücklich gelandet, hat ihn ankommen und kentern gesehen. Er hatte sein Kanu schon ausgeladen, so daß er mit dem unbeschwerten Fahrzeug gleich hinausfahren konnte.

Horn steht am Ufer. Mit einem mächtigen Schwung hat ihn die Brandung in den Sand geschleudert. Der Schädel brummt ihm. Aber das ist alles nur halb so schlimm. Ein paar nasse Gespenster umdrängen ihn: die fünf Hunde, deren Fell vor Nässe glatt anliegt und die deshalb sehr komisch aussehen. Trotz aller Sorgen muß der Trapper lachen.

Der Regen hat ein wenig nachgelassen, der Donner kracht auch nicht mehr unmittelbar hinter den Blitzen her, und so kann man es hier schon aushalten. Black fischt draußen herum. Eben zieht er seine Büchse an Bord. Da bemerkt Horn sein Kanu, das unterdessen angetrieben worden ist. Es leckt zwar ein wenig, aber das schadet nichts. Das Paddel liegt neben dem Boot. So fährt denn auch Horn wieder hinaus.

„Hast du alles, Black?"

In Blacks Boot türmen sich die Pakete. „Ich denke, es wird wohl alles sein! Wenn noch etwas auf dem Grund liegt, können wir es ja sehen, wenn der Sturm sich gelegt hat. Gut, daß du die Gewehre an den schwimmfähigen Paketen befestigt hattest, die wären rettungslos abgesoffen!"

„Na, dann können wir ja an Land!" Wie wunderbar solch ein kleines, wüstes Eiland doch aussieht, wenn man eben der Wasserhölle entronnen ist. Der Große Sklavensee geht noch immer in Gischt und Schaum, das Ufer ist nicht zu erkennen, schwere Wolken ziehen tief und schnell über die tobenden Wogen hin.

Black sucht bedächtig umher, bis er eine überragende Klippe gefunden hat. Hier ist der Boden trockengeblieben, hier kann man Feuer anzünden und die Sachen trocknen, denn das ist im Augenblick das wichtigste Geschäft. Horn ist mit der Axt unterwegs. Die Schneide beißt in die Stämme der wenigen Fichten, deren Wurzeln zwischen den Felsen des Eilands Platz gefunden haben. Er schleppt einen Stapel Holz herbei. Black kramt ein paar Streichhölzer hervor. Das Feuer qualmt, wird aber rasch schärfer und klarer, und nun können auch die Pelze und Waffen, Fallen und Lebensmittel zum Trocknen aufgehängt werden.

Der alte Black schüttelt immer wieder den Kopf. Endlich wendet er sich an Horn: „Du hast recht gehabt, mein Lieber, es wäre doch besser gewesen, das letzte Stück nicht zu fahren. Na, ist ja noch einmal gut ausgegangen! Das nächste Mal setze ruhig deine Meinung durch, wenn du glaubst, der alte Black macht Unsinn!" Damit packt er seine Angelrute und wandert zum See hinunter. Horn ist so verblüfft, daß er ihm mit offenem Munde nachsieht. Jetzt hat sich der erfahrene Mann doch, weiß Gott, bei ihm, dem Greenhorn, entschuldigt! Verdrehte Welt! Die ganze Sache ist ja nicht wert, daß man soviel Aufhebens davon macht. Alles ist gut gegangen, und damit basta!

Munter flötend zieht er seine Kleider aus und hängt sie um das Feuer. Dann holt er Harz herbei, zündet es an und läßt es zu Pech versieden. Damit wird das Kanu kalfatert, das bei der Sturmfahrt da und dort undicht wurde. Als diese Arbeit vorüber ist, kommt Black wieder und wirft einen Haufen Fische vor das Feuer. Jeder Hund erhält einen und zieht sich eilig und mißtrauisch damit zurück. Die Männer nehmen ihre Lachsforellen aus, stecken sie an schwanke Äste, rammen zwei gegabelte Äste in den Boden und drehen die feisten Fische über der Glut. Unterdessen reißt auch der Himmel auf, die Sonne scheint wieder. Fernab vergrollt der letzte Donner.

„Bis zum Abend müssen wir mindestens warten", meint Black, nachdem er den See lange Zeit gemustert hat. „Vorher zu fahren, wäre Selbstmord. Wenn der Wind sich weiter so legt, wird es bei Anbruch der Dunkelheit gehen."

Horn nickt. „Es rudert sich ohnedies besser in der Nacht. Das war ja eine ekelhafte Schwitzerei heute morgen. Nach dem Gewitter wird es kühl sein, da kommt man ordentlich vorwärts!"

Abends sind die nassen Packen trocken, sind die Boote überholt, Männer und Hunde satt. Die Sonne geht über dem Großen Sklavensee schlafen. Ihr Licht wirft lange, rote Teppiche über die blaue und grünliche Flut. Ringsum schnalzen die Fische nach Fliegen. Enten und Gänse ziehen hin und her.

Die Kanus schaukeln nur noch sanft in der Dünung, die vom Sturm zurückgeblieben ist. Sie wenden ihren schmalen Bug nach Nordost und versinken in den Abendnebeln, die aus den Wassern rauchen.

Zu den Biberseen

Durch das Hügelland läuft ein uralter Pfad. Wer da freilich glaubt, daß dieser Pfad auch nur so deutlich sichtbar ist wie der allerbescheidenste Jägersteig in Deutschland, der irrt sich. Da und dort trägt ein uralter Fichtenstamm eine Marke, ein paar Beilhiebe, roh durch die Rinde gehauen. Diese Male sind längst neu überwallt, sie sind verwittert, von Harzperlen überflossen und kaum mehr zu erkennen. Das ist alles. Aber wer des Nordens kundig ist, der weiß, daß hier ein Weg führen muß, ein Weg, der sich irgendwie durch die Täler und Höhenrücken hinzieht. Er wird vielleicht einmal die Trümmer eines Blockhauses finden, das morsch in sich zusammensank und durch dessen eingestürztes Rindendach eine junge Fichte steil und schwank hindurchgeschossen ist. Unter dem Dach hat der Vielfraß sein Lager aufgeschlagen, von hier aus geht er nachts in plumpen, wilden Sätzen auf Beute aus. Möglich, daß auch irgendwo auf einem Bergsattel die Trümmer eines Kanus liegen, das sein Besitzer hierhergeschleppt hatte und das er zurückließ, weil es ihm hinderlich wurde oder weil er seine Pläne änderte. Aber keines Menschen Fußabdruck ist auf diesem Pfad zu sehen, nur der Elch narbt seine Fährten in den Grund und das Ren, das wintertags von den Barren-Grounds herabzieht, quert ihn. Dieser Pfad liegt ja bereits hoch im Norden, er liegt im Land, dicht an der Polarsteppe.

Über den Beerenhängen des Tales summen die Stechmücken in schwarzen Wolken. Jede Pfütze, jeder Tümpel hat sie ausgebrütet, der Kolk des Wildbaches hat ihre Larven gezeitigt und nun ist die Luft voll vom Sirren ihrer Flügel. Der Bär flüchtet vor ihnen in den Schatten des Unterholzes, aber auch hier ist er nicht sicher, der Elch steht bis zum Kopf im See und senkt manchmal gepeinigt das schwere Haupt unter Wasser, der Biber schüttelt seinen eckigen Schädel und taucht, so schnell er kann. Herr im Norden ist, solange die Sonne noch Wärme besitzt, die Mücke.

Von der Paßhöhe aus hat man einen weiten Blick ins Land. Ein paar zugespitzte Pfähle, zu einem Ring angeordnet, von zahllosen Insektenlarven zersiebt und schief im Grund hängend, grüßen weithin. Es ist ein Indianergrab. Hier schloß eine Rothaut die Augen, hier gurgelten die Abschiedsgesänge ihrer Stammesgenossen, hier wurde dem toten Jäger und Krieger das Ehrenmal errichtet.

Wenn die Nacht kommt und der Uhu im Walde heult und kreischt, wenn der Bär auf leisen, breiten Sohlen zur Tränke tappt und ein erschreckter Elch im Dickicht schnaubt und stürmisch davonpoltert, kann man meinen, den Mann zu sehen, der aus seinem Pfahlring hervortritt und in die mondflimmernde Weite seines Landes blickt, das sich da weithin dehnt, in unendlichen Wäldern nach Süden, nach Norden aber bis zu jenem dunstigen Streif, der nicht so dunkelgrün wie das Wipfelmeer des Hochwaldes ist. Das sind die Barren-Grounds, die die Seele des toten Jägers sucht.

Jetzt, am Tage, schläft der Spuk. Unter der klaren Luft dehnt sich die ungeheure, lockende Weite nach allen Seiten, das Land der Hügel, der Wälder, der Wildbäche und Seen. Überall blitzen die Spiegel der Gewässer im Licht des Spätsommers, überall blenden große und kleine Seen aus dem Rahmen der Wälder, Anblick, der das Herz des Trappers höher schlagen läßt. Hier ist das Herz der kanadischen Wildnis, Land der kostbaren Füchse, der Luchse, des Wolfs, der Marder. Wer die Mühsal monatelanger Reisen nicht scheut und bis hierher vorstößt, kann seine Fallen mit guter Aussicht auf Erfolg stellen.

Dieser Sattel ist ein Teil des Pfades in dieses heiß ersehnte Land, ein Teil des „Portage", des Tragpfades, auf dem alle Lasten, die ganze Ausrüstung, getragen werden muß. Seit Jahren hat kein Mensch seine Ruhe gestört, nur das Wild, der Sturm und die Wetter haben Leben in diese großartige Ödnis gebracht.

Der Sommertag nähert sich seinem Ende. Es ist bereits ein leichtes Abklingen der Hitze zu bemerken, der Himmel ist nicht mehr so dunkelblau wie ehedem, leichte Federwolken sind über das zarte Seidenblau seiner Fläche hingepinselt. Da tönt unten im Tale, wo der Gießbach rauscht, das Blaffen eines Hundes auf.

„He, Eagle, du könntest allmählich auch schon wissen, daß man sich nicht gerade die tiefsten Stellen zum Waten aussuchen muß!" Horn klemmt die Peitsche unter den Arm, mit der er dem Hund einen Hieb übers glatte Fell geschmitzt hat. Eagle besinnt sich seiner Pflichten als Leithund und sucht vorsichtig die seichteren Stellen aus.

Das ist doch ein ganz scheußlicher Weg, scheinen seine Augen zu sagen, hat denn diese Waterei nicht bald ein Ende! Es ist ja überhaupt eines erstklassigen Zughundes unwürdig, schwer beladen dahinzutrotten, und nun noch gar mitten im Wasser!

„Hilft nichts, Eagle", muntert Horn ihn auf, als habe er seine Gedanken erraten, „wir müssen gleich da sein. Dann schieße ich euch einen Elch zum Abendessen!"

„Ja, wir müssen gleich da sein! Das da oben ist das Grab des schwarzen Bären, den ich noch gekannt habe. War ein Gauner wie alle Indianer, aber ein braver Kerl, wenn man von den Eigentümlichkeiten seiner Rasse absieht." Black watet genau wie Horn bis zu den Hüften im Wasser. Auf seinem Scheitel ruht das schwere Tragbrett, und auf dem Tragbrett liegt aufgetürmt ein Packen, der einem gewerbsmäßigen Lastträger alle Ehre machen würde. Horn ist nicht leichter beladen, und jeder der zehn Hunde trägt einen Gurt, der auf jeder Seite eine breite Tasche besitzt, in der sich ebenfalls Ausrüstung befindet.



So stolpern und taumeln die Männer durch das reißende Wasser

So stolpern und taumeln die Männer durch das reißende Wasser, daß die Forellen und Lachse entsetzt zur Seite schießen. Die Hunde patschen dahin, springen von Stein zu Stein, stolpern, kläffen, als ob sie schimpfen wollten, sind aber sehr bei der Sache. Man kann in diesem Bachbett eben leider nicht anders vorwärts kommen, die Wände der Schlucht sind viel zu steil dazu.

„Verdammte Mücken!" Horns Gesicht ist schwarz, eine schwarze Wolke tanzt um jeden Mann und jeden Hund. Schwarze Trauben von Mücken sitzen auf den Händen der Männer, kriechen den Hunden in die Augen und in die Naslöcher. „Man kann sich an diese Pest nicht gewöhnen!"

„Oben wird es besser", tröstete Black. „Aber es ist wahr. Auch wenn man es dreißig Jahre lang mitgemacht hat, gewöhnen kann man sich nicht daran!" Schwitzend stapfen die Männer weiter.

„So, jetzt nach links!" Es geht den Hang hoch, durch hüfttiefes Gekräut, das voll reifender Beeren sitzt. „Donnerwetter, muß es hier Bären geben", staunt Horn, „die haben ja überall ihre Andenken liegen gelassen."

„Ja, wenn die Beeren reif sind, dann sitzen sie hier und schlecken. Das ist ganz gut, wir brauchen ohnedies viel Dörrfleisch für den Winter. So schnell werden die Renntiere nicht kommen!"

Durch die Fichten, über niedergebrochene Stämme, hinauf, immer hinauf! Jetzt sind sie oben. Ein frischer Luftzug fährt in die Säulen der tanzenden Mücken und wirbelt sie zur Seite. „Wunderbar", sagt Horn. Mit leuchtenden Blicken überschaut er die herrliche Landschaft.

„Und das da hinten, der gelbgrüne Streif, was ist das?"

„Junge, das sind die Barren-Grounds." Der Alte sagt es fast feierlich. Da steht er, sein weißes Haar, der weiße Bart wehen im Wind. „Jetzt sind wir da! Da unten, das ist der Bibersee, da werden wir das Blockhaus hinbauen. Vor fünf Jahren habe ich hier einmal kampiert, aber nicht lange. Ich wollte immer wiederkommen, na, jetzt ist es ja soweit. Dort, neben der Landzunge, wo diese großen Fichten stehen, hat man guten Windschutz, da werden wir unser Schloß hinstellen!" —

*

Menschen sind ins Herz der unberührten Wildnis vorgedrungen, Hunde kläffen, wo durch Jahre nur der Wolf jagte. Im dicken Gestrüpp, am moosigen Hang sitzt der König dieses Landes, der starke Elchhirsch. Er hat sich sein Bett so tief als möglich im Schatten gewählt, um den lästigen Mücken zu entgehen. Der schwarze Riese mit dem wuchtigen kurzen Hals döst träumend vor sich hin. Die weißbestrumpften Läufe hat er unter den Leib geschoben, das Haupt mit der Ramsnase und der weichen, breiten Muffel nickt und nickt. Ab und zu öffnen sich die kleinen Lichter ein wenig, dann schnellt das schwere Haupt in die Höhe und die massigen Schaufeln des ungeheuren Geweihs streifen mit Kling und Klang an die Dürräste der Jungfichten, die aus Sonnenmangel abgestorben sind. Die Geweihschaufeln sind urwüchsige Gebilde. An groben, schwarzbraunen, geriffelten Knorren streben sie waagerecht vom Haupt weg, verbreitern sich zu hellen Knochenflächen von der Größe eines kleinen Tisches und zerlappen sich in Spieße und Zacken, deren Enden weiß wie Kerzen erstrahlen. Wehe dem Bären, der gegen diese Rammböcke prallt! Seine Eisenknochen gehen auf Trümmer, wenn die Augen des Elches zu funkeln beginnen und die roten Adern im Weiß der Lichter aufschwellen!

Die Sonne sinkt gegen die Höhen, es weht kühl vom See her. Da erhebt sich der Elch. Ungeheuer umständlich wuchtet er erst den Vorderkörper, dann den Hinterkörper hoch, streckt er sich und dehnt er sich. Nun kratzt er sich mit den plumpen Hufen des rechten Hinterlaufes hinter dem rechten Ohr, wo die Mücken jucken. Endlich zieht er langsam zu Tale.

Dort unten am See, wo die schwanken Pappeln im Schatten des Hügelhanges untertauchen, ist sein Lieblingsplatz. Dort pflegt er sich die Blätter und Jungäste zu suchen, die seine Leibspeise darstellen. Darin ähnelt er dem Biber, der ebenfalls keine schönere Kost kennt als diese.

Bedächtig zieht er talab. Er wählt fast Tag um Tag den gleichen Weg. Darum zeichnet sich sein Pfad deutlich im Beerengestrüpp ab. Der Schwarzbär, der an den Preiselbeeren nascht



Er wuchtet tropfend und triefend aus dem Wasser hervor

und sie gierig in sich hineinschleckt, richtet sich hoch auf den Hinterbranten auf und windet zu dem schwarzen Koloß hinüber, der wie ein Tank unbekümmert seines Weges geht. „Ungefährlich", denkt Meister Petz und macht sich daran, noch eine gehörige Portion seiner Leibspeise zu verzehren.

Black sitzt still im Buschwerk. Der Alte hat den Elch längst gesehen. Kühl wägt er die Möglichkeiten. Wenn der Elch diesen Wechsel hält, so kommt er ihm nicht. Keine Kugel trägt sicher dahin, wo der Waldkönig wuchtig und unbekümmert dahinwechselt. Lautlos duckt sich der Alte, gleitet in den Schatten zurück. „He, Digger, he, Hunde, hetz, hetz!" Die Meute, von den Halsungen befreit, schießt kläffend hervor.

Eagle hat die schwarze Gestalt längst erblickt, er heult auf, und mit lautem Geläute stiebt die Meute dem Elch entgegen.

Der Elch hat das Riesenhaupt hochgenommen, hat gesichert und gewindet, jetzt wendet er. In lang ausgreifendem Troll prescht er davon, über Fallholz, Geknick und tote Stämme weg, durch die Büsche, die an seine Schaufeln streifen. Über den wilden, zerlöcherten Grund, zwischen Felsblöcken hindurch rast der starke Hirsch dahin. Aber auch die Hunde sind flink. Das Blut ihrer Wolfsahnen ist in ihnen wach geworden, sie jagen auf der warmen Fährte, und ihr Gebell bricht sich mit Hall und Widerhall an den Felswänden und Hügelhängen.

So geht das nicht, merkt der Elch, schlägt einen Haken und stürmt dem See zu. Der Elch schwimmt trotz seiner Riesengröße wie eine Robbe, der See ist Rettung. Krachend bricht er durch die Pappeln, quatschend spritzt das Wasser an seinen Läufen hoch, Sumpffladen hauen ihm gegen die Schenkel. Da ist das Ufer, wo er so oft saftige Wasserpflanzen unter Wasser hervorgeholt hat, da stürzt er sich hinein. Wie ein Springbrunnen spritzt die Flut in die Höhe, schlägt über dem Untier zusammen, und dann furcht der Kopf den See. Die langen Läufe rudern, sie tragen den seltsamen Hirsch dahin. Seine Ramsnase zerteilt wie ein Bootsbug die Flut, nur der Hals, ein Streif des borstigen Rückens und die mächtigen Schaufeln sind sichtbar.

Kläffend kommen die Hunde am Ufer an, äugen hechelnd um sich, erblicken den schwimmenden Elch. Sie besinnen sich nicht einen Augenblick, sie stürzen sich ebenfalls ins Wasser, und kläffend, prustend, gurgelnd schwimmt die wilde Meute hinter dem flüchtigen Wilde her.

Der See ist nicht groß. An einem Uferende lauert Black, im entgegengesetzten Uferwinkel Horn. Sie haben ihre Kanus zurücklassen müssen, sie hätten sie niemals über den ganzen Tragpfad schleppen können. So können sie dem Elch nicht auf den See folgen. Macht nichts. Man sieht ja, wohin er zieht, man kann den Wellenkeil deutlich erkennen, an dessen Spitze das gewaltig gekrönte Haupt dahintreibt.

Horn ist näher am Elch, er schleicht sich durchs Ufergebüsch, streift sich die Mücken aus den Augen. Da schwimmt der Elch herbei. Die Hunde sind weit zurückgeblieben, sie sind erschöpft, können kaum mehr mithalten. Ihr Gekläff ist verstummt, nur ihre Köpfe ragen keuchend aus der Flut.

Nun faßt der Elch Grund. Er wuchtet tropfend und triefend aus dem Wasser hervor, er platscht ans Ufer, stolz, mächtig, ein Ungeheuer aus längst vergangener Vorzeit.

Horn zielt auf den schwarzen Rumpf. Das Perlkorn seiner Büchse folgt der tödlichen Stelle dicht hinter dem Ellenbogen des Riesen, dort, wo sein starkes Herz schlägt. Nur noch etwas weiter herauslassen, redet er sich beruhigend zu, damit er nicht ins tiefe Wasser rollt! Jetzt! Der Hirsch streift die Randbüsche. Peng, schmettert der Knall der Büchse über den See. Ohne ein Zeichen, daß er getroffen ist, trollt der Hirsch weiter. Das ist aber gerade der Beweis, daß er die Kugel auf dem richtigen Fleck hat, sonst würde er in windender Fahrt davonstürmen. Klirr, wirft der Repetiermechanismus der Büchse die rauchende leere Hülse heraus, Horn zielt abermals, durch die Stämme diesmal. Krach! Der Elch wankt, dreht sich halb gegen Horn, ist es Wut, ist es Zufall, der ihn auf den Jäger zustolpern läßt? Ein Schuß von vorne mitten auf den Rumpf, und dieser Turm von einem Tier poltert zusammen, streckt sich und ist verendet.

Kliff und Klaff! Die Hunde kommen heran, packen zu. Ein letztes Strecken wirbelt den einen von ihnen wie einen aufheulenden Ball zur Seite, aber gleich ist er wieder auf den Läufen und packt abermals zu. Horn hat Mühe, sie zu beruhigen.

Im letzten Licht weiden die beiden Männer den Elch aus, schlagen ihn aus der Decke und zerwirken ihn. Dann wandern sie schwer beladen zu ihrem Lager unter den hohen Fichten, wo das Blockhaus erstehen wird. Über dem qualmenden Feuer werden die Wildbretstreifen gedörrt, Streifen um Streifen, bis sie trocken sind und im Catch, im Trockengestell, aufgehängt werden können.

„Der erste Anfang des Wintervorrats", lacht Horn, als die Streifen an den rohen Stangen baumeln. Zufrieden zündet er sich eine Pfeife an.

Die Biber

„Aufstehen, es ist heller Tag!" Horn öffnet mühsam die Augen. Es ist finster und eiskalt in dem Blockhaus, das nur eine einzige Stube besitzt. Nach einem kurzen Versuch, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, das einen Trapper Tag für Tag vor Morgengrauen aus den Federn scheucht, fährt er aus dem Bett. Federn ist eine Übertreibung, denn die Holzpritschen sind nur mit Fellen und Decken bezogen. Daß aber Black behauptet, es sei bereits heller Tag, ist eine Frechheit!

Als Horn schaudernd vor die Türe tritt, wo die Hunde ihn begeistert begrüßen, ist noch kein Lichtschimmer zu sehen. Na, es hilft eben alles nichts. Todesmutig steckt er seinen Kopf in den Kübel mit Wasser.

„He, Black, es wird Herbst!" schreit er, als er prustend aufgetaucht ist, „es war schon etwas Eis oben auf dem Wasser."

„Habe ich schon gemerkt, alter Freund!" Black lacht, denn er wartete darauf, daß Horn durch das Eis fuhr.

Bald prasselt ein Feuer auf der Feuerstelle, die in einer Ecke der Hütte aufgeführt ist. Die Männer kauen schnell einige Mundvoll kalten Braten hinunter, dann langen sie die Büchsen von der Wand. Endlich schultern sie die schweren Eisenbündel. „Mach's gut!" ruft Black dem Kameraden zu. Dann entfernen sich beide in entgegengesetzter Richtung. Es wird Herbst, die Pelze werden immer besser. Heute geht es auf Biber. Die angeleinten Hunde kläffen hinter den Männern drein, die ihnen schnell noch eine Portion Dörrfisch zugeworfen haben. Dann ist nichts mehr zu sehen als das Funkeln der Sterne, die am klaren Himmel stehen. Der Boden knirscht und knackt, es hat scharf gefroren; der Sommer ist vorbei. Vielleicht werden noch ein paar schöne Herbsttage kommen, diese wunderbaren Tage des Indianersommers, an denen das herbe und harte Land so sanft lächelt wie sonst nie im Jahre. Und dann wird es Winter sein.

Ein Wolf heult in der Ferne. Horn achtet nicht darauf. Wolfsgeheul ist die Nachtmusik des kanadischen Waldes. Jeder kennt sie, keiner fürchtet sie. Es muß schon ganz schlimm kommen, wenn Wölfe gefährlich werden sollen.

Rüstig steigt Horn hügelauf. Sie wohnen nun schon drei Wochen lang am Bibersee. Sie haben seine Umgebung erkundet, sie haben Pfade ausgetreten, widerspenstiges Buschwerk beseitigt und gefallene Bäume zerkleinert und fortgeschafft. Das hat tagelang gedauert, und nun sind die Pelze reif. Der Biber aber kann jederzeit gefangen werden, und jetzt, im Herbst, ist sein Fell besonders gut.

Oben in den Tälern liegen überall kleine Teiche, Seen, sprudeln Bäche. Hier haust der Biber, wenn nur seine Nahrung, Weichholz, vorhanden ist. Vor einigen Tagen hat Horn einen besonders gutbesiedelten Teich ausgemacht, den er jetzt gehörig aufs Korn nehmen will.

Über diesem Teich brütet noch die Nacht. Matter Widerschein des Morgens läßt die Fläche der Flut erkennen, die still zwischen Pappelgehölzen liegt. Es ist so still, daß man das leise Sprudeln des Wassers hören kann, das sich über den Biberdamm ins Tal ergießt. Als im Sommer das Wasser knapp wurde, haben sich die Biber den Teich aufgestaut. Sie haben Knüppel und Äste herbeigeschleppt, sie haben sie tief in den Grund verankert. Dann haben sie zwischen ihren Vorderpfoten Erde und Schlamm herbeigeschafft und haben die Lücken zwischen dem Astwerk damit verkleistert und zugemörtelt. So konnte der Bach nicht mehr einfach auf und davon rinnen, er mußte erst einmal den Teich aufstauen, wie die kunstvolle Talsperre der großen Nagetiere es gebot. — Die Biber wissen, was sie tun, wenn sie den Teich aufstauen. Sie sind groß und plump, sie sehen ganz gefährlich aus mit ihren langen, rotgelben Schneidezähnen, deren Grate so hart wie Diamant sind. Aber sie sind doch ganz wehrlos und hilflos, und wenn der Wolf kommt und entdeckt, daß der Teich seichtgeworden ist, so watet er einfach zu den hohen kegelförmigen Biberburgen hinüber, scharrt sie auf und beißt den Biber tot. Durch tiefes Wasser aber wagt er sich nicht hindurch, und so ist die Talsperre nichts anderes als ein Schutz gegen Überfälle, wie der Graben einer mittelalterlichen Wasserburg es auch war.

Am Damm arbeitet kein Biber mehr, denn der Damm ist fertig. Im Pappelgehölz aber ist einer am Werk. Man hört ein Knirschen und Beißen. Eine gewaltige Pappel hat sich der alte Bibergroßvater vorgenommen. Er stützt sich auf seinen platten, nackten und schuppigen Schwanz, richtet sich auf den Keulen auf, packt die Pappel mit den Vorderpfoten, und nun setzt er die Nagezähne an, daß die Fetzen fliegen. Bei jedem Biß schält sich ein großer, weißer Span aus der Pappel, bricht los und sinkt zu Boden. Biß folgt auf Biß. Der Biber rutscht um den Baum herum und kerbt ihn ein, so daß er bald wie eine Sanduhr aussieht. Der mächtige Stamm läßt sich leider nicht in einer Nacht bewältigen, aber es wird die Stunde kommen, wo er zu wanken und zu knacken beginnen wird, und dann wird er ins Wasser stürzen. Seine Äste haben sich hauptsächlich nach der Wasserseite hin entwickelt, deshalb wird er dorthin fallen. In den Schatten des Waldes Äste hineinzutreiben, hätte wenig Sinn für die Pappel gehabt.

Ab und zu hält der Biber inne, um zu lauschen und zu winden, denn mit seinen blöden Augen kann er nicht viel erkennen. Dann macht er sich wieder geschäftig ans Werk. Span um Span häuft sich um seinen Arbeitsplatz, als sei hier ein Tischler mit dem Hobel am Werk.

Horn ist leise an den Teich herangeschlichen. Er hat ihn sich schon lange vorgemerkt, er hat die sieben kegelförmigen Biberbauten gezählt und hat den Damm mit Genugtuung gemustert. Wo ein Damm ist, leben viele Biber. Mit der Büchse ist ihnen immer nur durch Zufall beizukommen. Leichter geht es mit dem Eisen. Aber da er nun schon so früh gekommen ist, ist es immerhin möglich, daß er einen der Holzfäller beim Werk überrascht.

Im Osten wird es hell. Der Wind kommt von Sonnenaufgang, so daß Horn den Vorteil hat, gegen das Licht anpirschen zu können, ohne befürchten zu müssen, daß der Biber ihn wahrnimmt. Er hat den Arbeiter längst gehört. Er macht ja soviel Lärm, daß man ihn gar nicht überhören kann. Leise wie ein Luchs kriecht der Mann durch die Pappeln. Das ist ein kühles Vergnügen, denn der gefrorene Boden wärmt nicht gerade, wenn man darübergleitet. Vorsichtig lugt er hinter jedem Pappelstamm hervor.

Wenn der Biber verstummt, wenn er sichert, regt Horn keine Wimper. Sobald er wieder nagt und schafft, kriecht er weiter. Gleichzeitig späht er über den Teich hin, um zu sehen, ob dort nicht vielleicht ein anderer Biber umherschwimmt, der mit lautem Aufklatschen des Schwanzes den anderen warnen könnte. Aber am Spiegel des Teiches regt sich nichts, außer einigen Wellen, die der Morgenwind vor sich hertreibt.

Da, endlich. Durch ein paar lose Zweige hat der Trapper eine Bewegung wahrgenommen. Das muß er sein! Noch vorsichtiger, noch langsamer schiebt er sich vor, bis er endlich die hoch aufgerichtete schwarze Gestalt wahrnehmen kann. Sie hebt sich gut vom hellen Wasserspiegel ab.

Leise und sorgsam hebt der Mann die Büchse. Er muß den Biber durch den Kopf schießen, sonst entwertet er das Pelzwerk. Lange zielt er, dann hallt der Schuß und grollt in vielfältigem Echo ringsum wieder. Mit ein paar Sätzen ist der junge Mann beim Biber. Doch der rührt sich nicht mehr. Es ist ein besonders schöner Prachtkerl, ein schwarzer Biber, eine seltene Farbspielart, die besonders wertvoll ist. Erfreut nimmt ihn der Mann auf und schleppt ihn zur Seite. Donnerwetter, der Biber wiegt gewiß seine 40 Kilogramm!

Nun muß Horn warten, bis es ganz hell geworden ist. Ein anderer Biber wird sich nach dem Knall des Schusses gewiß nicht mehr zeigen. Die sitzen jetzt alle in ihren Kegelbauen, in der Wohnkammer, die über Wasser liegt, und die besonders sorgfältig mit Schlamm gegen Regen und Kälte abgedichtet ist.

Man kann die Eisen an Land legen. Aber Horn tut das nicht gerne. Wenn sich der Biber an Land fängt, so muß er die ganze Nacht zappeln, muß sich quälen und abarbeiten, bis ihn am nächsten Morgen der Trapper tötet. Legt man dagegen das Eisen ins Wasser, so zieht es den schweren Kerl unter die Flut, wo er schnell ertrinkt.

Er umwandert den Teich und besieht sich das Ufer. Man kann leicht erkennen, wo sie Bäume frisch gefällt und Zweige abgebissen haben, die sie als Wintervorrat zu ihren Bauen hinüberschleppen und aufstapeln. Sie sind Pedanten, die immer wieder die gleichen Stellen zum Ausstieg aus der Flut wählen. An solchen Stellen sieht man die Spuren ihrer Pfoten, deren Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind, sieht man die langen Streifen, die das mitgeschleppte Holz in den Boden geritzt hat, sieht man endlich den Schlamm, den die Tiere mit an Land brachten. Hier müssen die Eisen stehen.

Horn packt die Eisen aus. Er nimmt die Axt und schlägt ein paar Bäume um, die er in lange Pfähle zerteilt und unten zuspitzt. Sie werden ins Wasser gerammt, so daß sie dicht vor dem Einstieg stehen. Ihre Köpfe liegen unter der Flut, so daß der Biber sie nicht bemerken kann. An den Stamm werden die Eisen mit Draht befestigt. Dann spannt der Trapper die Eisen, indem er ihre beiden Bügel auseinanderbiegt, bis er die Sicherung einklappen kann. Nun kann das Eisen nicht etwa beim Hantieren zuschnappen und ihn an der Hand verletzen. Das gespannte Eisen wird auf den Baumstumpf gelegt und entsichert. Alles andere muß der Biber besorgen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alt wird neu

Schuljugend hilft am Vierjahresplan

Jeder deutsche Junge und jedes deutsche Mädel weiß, daß Deutschland einen schweren wirtschaftlichen Kampf durchzufechten hat. Wir haben keine Kolonien mehr, und darum fehlen uns viele Rohstoffe, aus denen unsere Industrie alles das herstellen muß, was wir im täglichen Leben brauchen. Wir müssen darum solche Rohstoffe, wie z. B. Erz, Gummi, Öl und vieles andere, für teures Geld aus andern Ländern beziehen. Wenn ein fremdes Land uns die nötigen Rohstoffe nicht geben will, oder wenn wir sie nicht bezahlen können, dann fehlen uns wichtige Lebensmittel, wie Butter, Fett, oder andere nötige Dinge, wie Stahl, Benzin und dergleichen.

Da hat nun der Führer einen großen Plan aufgestellt, nach dem in vier Jahren — wir nennen ihn darum Vierjahresplan — Deutschland alles, was es braucht, möglichst selbst aufbringen und herstellen soll. Alle Deutschen sollen mit dazu beitragen, daß dieser Vierjahresplan gelingt. Auch die Jugend hilft schon kräftig mit, indem sie an den Schulen eifrig alles sammelt, woraus man wieder neue, wertvolle Dinge herstellen kann, z. B. Stanniol, Tuben und Knochen. Damit hat sie ja auch schon recht große Erfolge erzielt.

Jetzt ist der Schuljugend eine neue Aufgabe gestellt, die sehr wichtig ist. Ihr braucht für die Schule laufend sehr viele Hefte und Zeichenblätter. In einer einzigen Woche werden an allen Schulen Deutschlands ungefähr 13 000 000 Hefte vollgeschrieben. Das Papier, das die Papierindustrie für euch jedes Jahr anfertigen muß, hat einen Wert von 15 000 000 Mark. Aber gerade diese Industrie, die ja auch noch sehr viel anderes Papier machen muß, hat zu wenig Rohmaterial und muß daher aus dem Auslande kaufen. Papier entsteht ja, wie ihr wißt, aus Holz. Soviel wie die Papierindustrie braucht, können wir in unsern Wäldern nicht schlagen, weil wir sie sonst zugrunde richten würden.

Da sollt ihr nun mithelfen, das fehlende Rohmaterial zu beschaffen. Ihr sammelt in Zukunft einfach alle Hefte in der Schule, die ihr vollgeschrieben habt und daher nicht mehr braucht. Da werden sie dann aufgestapelt und vom Althändler abgeholt, wie bisher schon die Knochen. Mit den Heften geht das ja viel leichter, denn sie sind schon in der Schule und dürfen nur nicht mehr nach Hause mitgenommen und zu andern Zwecken gebraucht werden.

Diese Schreibhefte und Zeichenblätter gehen in Zukunft wieder an die Papierfabriken. Dort werden Tinte und Linien entfernt und zum Schluß wieder neue Hefte daraus gemacht. Bedenkt einmal, wieviel ihr da zum Gelingen des Vierjahresplanes beitragen könnt. Alles Geld, das früher für dieses Papier ins Ausland gehen mußte, wird durch eure Mitarbeit nun erspart. Und das sind in jedem Jahre 15 Millionen Mark, die ihr für die deutsche Wirtschaft rettet.

Außerdem werden die alten Hefte gut bezahlt. Für 100 Kilogramm bezahlt der Althändler 3 Mark. Das gibt für eine ganze Schule schon viel Geld. Dafür werden dann Lehrmittel und Bücher für eure Schulbücherei beschafft oder es wird für Ausflüge und dergleichen verwendet. — Sehr wichtig ist es natürlich, daß ihr die Hefte so sammelt und aufbewahrt, wie es für die neue Verarbeitung nötig ist. Unsere Bilder sollen euch zeigen, wie es in Berlin gemacht wird. Sie sind in der 12. Volksschule in Berlin-Tempelhof aufgenommen. Da wird nämlich schon eifrig gesammelt.

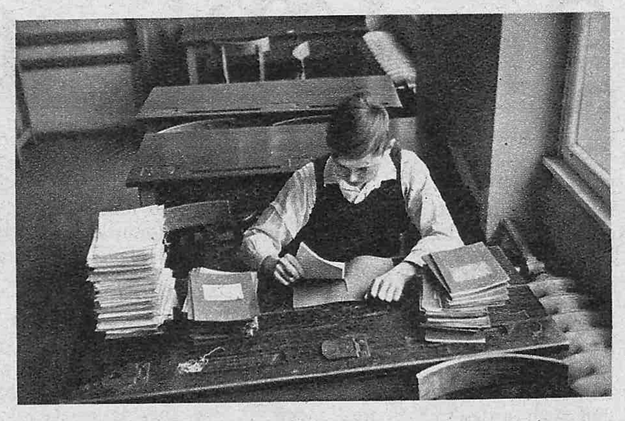
Sobald die Hefte vollgeschrieben sind, müssen sie alle gewissenhaft abgegeben werden. Vorher muß aber der Deckel entfernt, die Heftfäden herausgezogen werden. Dann werden Hefte und Deckel gesondert aufgestapelt. Bald sind so viele zusammen, daß sie vom Althändler abgeholt werden können. Dieser fährt sie zur Zentralsammelstelle, wo sie in großen Mengen zum Versand an die Fabrik fertiggemacht werden. Die Fabrik macht aus den alten Heften neues Papier und zum Schluß wieder neue Hefte.

An den Schulen Berlins wird schon jetzt überall gesammelt und abgeholt. An allen Schulen des ganzen Deutschen Reiches beginnt die Abholung in kurzer Zeit. Aber auch außerhalb Berlins sollt ihr bis dahin alle gebrauchten Hefte, die ihr habt, in der Schule aufbewahren. Ihr könnt dann sofort mit großem Erfolge anfangen, wenn auch bei euch mit der Abholung begonnen wird.

Das ist also eure neue Aufgabe. Und sie ist wahrhaftig nicht klein. Ihr seid dadurch recht wichtige Mitarbeiter am Vierjahresplan geworden. Besonders schön ist es, daß ihr hier eine Aufgabe ganz für euch allein habt. Denn nur ihr könnt sie erfüllen und niemand sonst.

Der Führer, dem das Wohl der Jugend so sehr am Herzen liegt, verläßt sich auf euren Sammeleifer. Da wird kein deutscher Junge und kein deutsches Mädel zurückstehen wollen.

Maximilian Graf von Büdingen.



Die beschriebenen Seiten werden aus den Umschlägen gerissen



Dann erfolgt eine klassenweise Sammlung



Das hat sich schon gelohnt



Jetzt werden sie verladen und zur Zentral-Sammelstelle gefahren

Aufnahmen: Kurt Baier

Zwei Minuten Vorsprung

Jens streicht nachdenklich das Wachs glatt. Da hatte er sich eine schöne Suppe eingebrockt. Nicht einmal recht überlegt hatte er, als es aus ihm herausfuhr: „Ich laufe euch mit meinen Brettern allesamt davon!" Ein großes Hallo hatte es gegeben und sofort wurde ein Rennen für den Nachmittag festgelegt. Und nun ist es soweit. Zwei Stunden soll die Jagd dauern, eine lange Zeit.

Von einem Rudel gehetzt zu werden, kostet doppelte Anstrengung wie ein gewöhnlicher Langlauf. Aber schließlich hat er sie doch herausgefordert. Er hat doch selbst damit geprahlt, man würde ihn nicht einholen können und wenn er nur zwei Minuten Vorsprung habe. Hat er den Mund nicht ein bißchen voll genommen? Ach was, Jens ist sich über seine Kräfte im klaren. Er ist mit seinen Brettern wie verwachsen — nicht denkbar, daß sie ihn oder — er sie in Stich lassen könnte. Wen hätte es noch nicht geschlenkert bei einer Abfahrt oder bei einem Sprung. Sorgfältig sieht er die Bretter noch einmal nach, alles ist in Ordnung.

Die Ohrenschützer auf dem Kopf, so brüllt er in den Raum: „Fertig, Kameraden. Ich starte in einer Minute!" Der Lärm drinnen ist verstummt. Alles wendet sich ihm zu. Einige — die wenigsten — grinsen schadenfroh: Wart nur, der Übermut wird dir schon vergehn.

„Mach's gut, Jens, und nimm große Schritte, sonst bin ich dir auf der Pelle!" Das ist Hans. Was erzählt man sich? Er sei der zäheste, verbissenste und schnellste Läufer hier auf der Hütte? Hm. Mag sein, gut sieht er aus, der Hans, mit seinem scharfgeschnittenen Gesicht und seinem geschmeidigen, fast zierlichen Wuchs. Das dürfte wahrscheinlich sein Hauptverfolger werden.

„Auf Wiedersehn, Hans, in zwei Stunden!"

Der lacht statt einer Antwort. Aber hinten, aus der Ecke, kommt noch eine Stimme: „Zwei Minuten Vorsprung hat er bloß? Zu wenig, viel zu wenig: Der ganze Spaß dauert ja dann höchstens zehn Minuten! Ein Angeber ist doch noch kein guter Schiläufer!"

Von wem ist die dämliche Bemerkung gefallen. Der Zorn kocht in Jens hoch. Einen Augenblick nur. Aber er hat jetzt an anderes zu denken und antwortet nicht.

Draußen schnallt er die Bretter unter. Es ist frostkalt und schneit wenig. Ein dünnes Flockengeriesel hängt vor der Landschaft. Jens tritt aus dem Windschatten der Hütte. Hei, hier bläst ihm ein steifer Nordost den Schnee ins Gesicht, ohne Brille einfach ein Ding der Unmöglichkeit.

Fest faßt er in die Schlaufen der Stöcke — los! Mit leichten, raschen Sätzen bringt er sich in Fahrt, die Bretter haften gut, sie gleiten wundervoll in dem Neuschnee. Famos ist das Schneetreiben, es wird seinen Verfolgern nicht leicht werden, seine Spur zu halten. Das wird ein Rennen auf Biegen und Brechen — zwei Stunden werden sie ihn hetzen. Der Atem geht schnell. — Angeber!

Ach was, nicht ernst nehmen. Außerdem liegt es an ihm, es zu widerlegen. Widerlegen? Nein, das nicht, aber zu seiner Behauptung stehen und sich beweisen, das will er! Nicht mehr und nicht weniger! Weshalb ihm auch diese Verfolgungsjagd mehr ist als ein nur sportlicher Spaß; es wird sich darum handeln, das Wort eben nicht nur Wort bleiben zu lassen. Die andern? Sollen sie Respekt bekommen vor ihm? Auch nicht — darum geht es ihm nicht. Er will vor dem Forum seines eigenen Ich die Entscheidung herbeiführen: Ich gebe meinem Körper einen Befehl! Führt er ihn aus, gut! Versagt er, dann habe ich ein Ziel, das erreicht werden muß. Beides gilt gleichviel, dennoch wird natürlich das erste geschafft, Schluß! Jens zwingt sich zur Aufmerksamkeit, zur Konzentration. Grübeln ist momentan wirklich unangebracht. —

Seit geraumer Zeit sind sie nun bereits hinter ihm her. Er ist allein im Wald. Es geht bergauf. Der Atem steht ihm vor dem Gesicht. Steiler! Scharf werden die Stöcke eingesetzt. Er hört sich keuchen und wundert sich. Vielleicht geht er etwas zu schnell bergauf. Aber sie sind doch hinter ihm her, zwei Minuten später nur . . .

Eine Waldwiese. Sie unterbricht den hohen Tannenbestand. Ein Wirrwarr von Wildfährten zieht sich über die Schneedecke. Einsam, abgeschlossen liegt dieses freie Stückchen Land. Sonne dringt wohl nie hierher. Die Tannen bilden einen undurchdringlichen Wall.

Plötzlich bricht einer aus dem Waldrand hervor. Seine schwarze Kleidung steht gegen den Schnee. Jens hat es eilig. Er setzt den ganzen Körper ein. Mit raumgreifenden Schritten überquert er die Lichtung. Der Wald verschluckt ihn. Jetzt ist es wieder friedlich hier, ruhig.

Aber nur für Sekunden, denn schon knackt es im Unterholz. Jäh schießt ein Läufer mit geschmeidigen, glatten Bewegungen im roten Pullover auf die Schneefläche hinaus, der Spur des ersten nach. Man sieht es ihm deutlich an, daß er n o c h schneller vorwärts kommen möchte — schon ist er im Dunkel des Waldes untergetaucht.

Lange rührt sich jetzt nichts mehr und es vergehen einige Minuten, bis die übrige Meute hier durchkommt. Jeder zwingt seinen Körper zu a l l e r g r ö ß t e r L e i s t u n g, zu schärfstem Einsatz.

Jens denkt jetzt nur noch an das Rennen. Im Westen muß der Waldsee liegen. Die Karte benutzt er nicht. Kartenlesen kostet Zeit. Auch hat er die Landschaft hier im Kopf und findet sich gut zurecht. Seine Verfolger haben es freilich leichter. Jens' Spur ist ihnen Richtung und Fährte. Deshalb muß er vorwärtskommen, nichts anderes als vorwärtskommen. Hinter ihm ist es wie eine stete Gefahr. Zwar ist der Wald ruhig, still, dennoch meint Jens, die bebende Unruhe zu spüren, die hinter ihm her ist.

So muß einem Tier zumute sein, das unerbittlich vom Jäger verfolgt wird. Hat er noch genügend Abstand, sind sie nicht vielleicht schon dicht hinter ihm? Nur nicht rückwärtsschauen, nicht rückwärts!

Hat er Zeit gewonnen? Oder trennen ihn gar nur noch Sekunden von den Jägern? —

Jens nimmt einen Steilhang, ohne zu bremsen. Ganz gleich, Rücksichtslosigkeit gehört zu einem zünftigen Langlauf.

Biegungen, scharfe Kurven, steile Hänge — ihm gerade recht. Kann überhaupt jemand schneller abfahren als er es tut? Der müßte schon aus dem Holz von — ja, von Hans geschnitzt sein. Er ist wirklich der einzige, der ihm noch gefährlich werden könnte.

Eine plötzliche Bodenwelle will ihn in scharfer Fahrt umwerfen. Aber er steht eisern. Doch an der Kurve passiert es. Er zwingt sie nicht ganz, aber es genügt, um ihn in das Tannendickicht zu schleudern. Schnell auf, die Sekunden, die er hier liegt, sind nicht wieder gutzumachen. Er wischt sich über das Gesicht. Seine Hand ist voll Blut. Blut und Schweiß, allright, sie gehören zur Jagd. Weiter, abwärts, daß Funken von seinen Stahlkanten stieben. Eine Kute. Die Bretter biegen sich durch, unglaublich, aber sie strecken sich auch wieder. Jens ist froh, daß er sich auf sie verlassen kann, denn das Laufen ist hart. Und ruckartig, beinahe schmerzhaft, setzt plötzlich seine Erschöpfung ein. Aus? Dieses Gefühl der unendlichen Müdigkeit kannte er bisher nicht an sich.

Er läuft jetzt nur noch mit Willen. Instinktiv behält er das Tempo bei, doch lustlos und matt gleitet er vorwärts. Was hat es eigentlich für einen Sinn, das Ganze? Nur um eines Wortes wegen sich die Seele aus dem Leib zu jagen, gibt es so etwas? Mißmutige Betrachtungen stellt Jens an — und plötzlich ist es da, das peinigende Wort: Aufhören! Wie soll er diese Steigung überwinden, die kein Ende zu haben scheint. Aber jetzt Schluß machen? Eine Stunde lang hat er die Verfolger von sich abschütteln können, eine volle Stunde ist er über sich hinausgewachsen und ungeahnte Kräfte haben sich geregt! Umsonst? Nein, er wird n i c h t aufgeben. Jens beißt die Zähne aufeinander, seine Lippen sind ein schmaler Strich. Er weiß und fühlt es genau: Hans ist hinter ihm her, der zäheste, verbissenste und — beste Kerl auf der Hütte. Aber Jens wird noch zäher, noch verbissener sein. Er zwingt ihn zum Gipfel, der unsichtbare Verfolger. Aufstieg — Aufstieg. Die Arme sind gefühllos. Die Stöcke werden bleischwer. Und immer wieder rutschen die verdammten Bretter zurück, bei jedem Schritt ein wenig. Es hilft nichts. So kommt er niemals hinauf, also muß er in Serpentinen und Zick-Zack-Linien sich den Weg zum Ziel erkämpfen.

Er hat es geschafft und blickt zurück. Unterhalb des Kammes beginnt der Verfolger seinen Aufstieg. Es ist Hans.

Aber er wird diesen Vorsprung nicht mehr aufholen können. Jens hat endgültig gesiegt. Und in diesem Gefühl des hart errungenen Erfolges ist die Schlappheit und der berüchtigte „tote Punkt" von vorhin vergessen. Einen lustigen Jodler schmettert Jens hinaus — und während der andere den mühsamen Aufstieg beginnt, schießt er in brausender Fahrt die Hänge hinunter, um als erster wieder in der Hütte zu sein.



Winterlandschaft

Aufnahme: M. Göllner — Bavaria

Winter-Schnee-Pimpfe

Pimpf „Knäbchen"

Nach den vielen mulmigen Regentagen ist über Nacht heimlich der erste klirrende Frost gekommen, hat die letzten gelben Blätter aus den dunklen Bäumen gebissen und im ersten Sonnenstrahl tausend kleine funkelnde Freudenfeuer an den Halmen, den Bäumen und Zäunen entzündet. Das erste Zeichen, daß der Winter nicht weit ist, ist das glitzernde und leuchtende Weiß des ersten Reifes.

Dann fallen gegen Abend eine Stunde lang, mit Sprühregen vermischt, schwere, regengesättigte Flocken. Sie fallen senkrecht, so schwer sind sie und so naß. Dabei ist es lau, ohne eine Spur von Kälte. Mensch, gegen heute morgen! Da hat alles geknistert, geklirrt und gekracht, und alles ist so frisch, so neu und leuchtend und voller Freude gewesen, gegen den diesigen, trübsinnigen Abend heute — nee, ba pfui! ....

Pimpf „Knäbchen" hat die Wut. Warum weiß er eigentlich selber nicht so genau. Man müßte irgendwohin rennen, denkt sich Knäbchen, aber jedesmal bleibt er verwirrt im Rahmen der Tür stehen, den er mit seiner breiten Gestalt ganz ausfüllt. Er weiß ja überhaupt gar nicht, wohin er gehen soll. — Knäbchen — der Name paßt ebensowenig zu ihm, wie Fiffi zu einem Bernhardiner — Knäbchen ist unruhig und läuft in der überheizten Stube umher, als suche er den gestrigen Tag. Es muß der Schnee sein, der erste Schnee in diesem Jahre oder der heutige Morgen, mit den vereisten Pfützen und den starren bereiften Gräsern. Natürlich, etwas muß es sein. Das steht fest. Etwas, was mit dem Winter zu tun hat.

Da kommt Knolle durch die Tür gepoltert, räuspert sich und kann nicht umhin, den belämmerten Knäbchen durch einen gutgemeinten Händedruck in die Knie zu zwingen. Aber vollkommen unbewußt; denn der Knolle hat tagtäglich in der Werkstatt so viel mit Eisen zu tun, daß er mitunter leicht vergißt, was eine Menschenhand und was eine Eisenkante ist. Knolle sagt etwas von Sauwetter und Schneepapps und glaubt damit, daß er seinerseits genug gesagt hat. Er baut sich vor dem Fenster auf, so wie er ist: Hüttenlehrling von der Ruhr, blaue Schirmmütze, offenes Hemd, blaue Jacke.

Knäbchen glotzt die Wand an und weiß nichts mit Knolle anzufangen. Da beginnt der Knolle auch schon: „Wirbelt ganz prima draußen, hä?" Knäbchen: „Tjo, wirbelt ganz prima!" — „Aber so'n Matsch", redet Knolle weiter, „und ein Dreck!" Damit ist er auch fertig mit seiner Rede und schaut unbeweglich durch das Fenster dem Flockenwirbel zu. Insgeheim aber überlegt er, was er dem Knäbchen nun erzählen soll, man kann doch nicht immer so durch das Fenster oder auf die Wand stieren. Was denn nur?

„Sag mal, wohin geht's denn eigentlich diesen Winter?" beginnt er wieder. Das Thema ist ziemlich vielseitig, man konnte von da aus auch seine Fäden ruhig ein bißchen weiter spinnen. „Diesen Winter?" fragt Knäbchen erstaunt. In die Rhön wahrscheinlich wieder. Wäre nicht ausgeschlossen. Wie er darauf käme? — „Och, nur so, denke mal gerade dran, weil's draußen auch gerade schneit." — „Ja, wahrscheinlich in die Rhön", bestätigt Knäbchen noch einmal. Ob er mitkäme dieses Jahr. — Aber klar, Mensch, Knolle und nicht mitmachen! Ein paar Tage Winterlager ... wenn er das nicht hätte, wäre es nur halber Kram mit dem ganzen Jahr, denn die Fahrten machten den Kohl auch nicht fett. — Knäbchen ist der gleichen Meinung. Wenn der Schnee und die Schier nicht wären, könnte der Winter man ruhig einpacken. Knolle sagt „Jaja". Knäbchen meint: „Weißt du, Knolle", er sieht durch das Fenster in das Flockentreiben, „weißt du, ich denke in der letzten Zeit wieder oft an das Winterlager im letzten Jahr auf dem Gläser. Je mehr ich daran denke, um so unruhiger werde ich. Dazu noch, wenn es draußen schneit. Am liebsten möchte ich dann irgendwohin rennen, immer dem wehenden Schnee entgegen. Geht dir das eigentlich auch so?"

Knolle schneidet eine bedenkliche Grimasse und überlegt: „Hm, nöh, ich habe keine Zeit für solche Gedanken. Weder zu denken, noch auszuführen. Morgens um sieben raus in die Fabrik, was ich da vom frühen Winter sehe, ist nicht weit her. Abends zurück im Schneepapps, der so dreckig und grau auf dem Pflaster klebt, da denke ich mir auch nicht viel bei. Nur wie heute abend, wenn mir so die Flockenwirbel um die Nase tanzen, kommen mir Gedanken vom letzten Winterlager mit seinen Eiszapfen, meterhohen Schneewehen, sausenden Talfahrten und den gemütlichen Abenden." — „Mensch, und die Kälte damals, da oben, ba! Drei Buxen an und drei Hemden. Das war noch was, hahaha!" lachte Knäbchen auftauend, „wegen mir kann es auch im Sommer Winterlager geben!"

Wegen Knolle seinetwegen auch. Ob Knäbchen eigentlich schon seine Bretter in Ordnung gebracht hätte. Knäbchen erstaunt: „Bretter in Ordnung? Du spinnst wohl, Kerl!" Warum er spinnen täte, will sein Freund wissen. Die paar Tage, die man bis zum Winterlager noch hätte ... Knäbchen: „Paar Tage, sagst du? Das sind doch, warte mal, das sind ... zwei, drei, na rund fünf Wochen sind das noch bis zum Winterlager. Du hast deine Bretter wohl schon klar fürs Winterlager, wie?" Knolle beteuert hoch und heilig, vor vier Wochen keine Schier sehen zu wollen. Knäbchen: „Ich auch!"

Als Knolle dann geht, ist jeder von den beiden zufrieden. Und auf Grund eines stillschweigenden Übereinkommens geht jeder am Abend auf den Boden, wo neben dem Gerümpel die Schier stehen. Man holt sie heimlich und leise herunter, streicht mit den Handballen darüber, schnallt die Spanner ab und pfeift erfreut vor sich hin. Spät, ganz spät in der Nacht werden sie wieder auf den Boden bugsiert. In ein paar Wochen ... Frajos.

Wenn da Pimpf a Schnee riacht ...

Werdenfelser Pimpfe, de san a eig'ne Rass'. Ihre Elemente sind im Sommer Berge und Wasser, im Winter Schnee und Eis. Sie sind von derber Natur und oft auch derb im Ausdruck, aber gutmütig und für alles zu haben, besonders für den Sport. Seit der Winterolympiade 1936 ist's ganz aus. Garmisch-Partenkirchen hat im Winter wie im Sommer vorbildliche Sportanlagen, und da ist's eigentlich klar, daß jeder Schritt des Pimpfen Training, jeder Gedanke Sieg und seine Sehnsucht der Wettkampf ist.

Besonders wenn der Pimpf Schnee riecht, dann ist's aus; dann wird die Schule zu einer lästigen Einrichtung. Der Pimpf hat nur mehr Zeit für seine Brettln, und er versteht schon was davon. Wenn einigermaßen Möglichkeit vorhanden ist, haben die Schier auch Stahlkanten, und die sind angebracht nach eigenen Angaben, und selbst der zünftige Schimonteur ist gezwungen, auf die Wünsche des kleinsten Auftraggebers einzugehen, wenn er sich nicht die Gunst eines ganzen Fähnleins verscherzen will. Der Pimpf schwört auf seine Bindung, nur mit den Stöcken geht's nicht so genau, er weiß ja, daß selbst die einfachsten Haselnußstöcke schon manchem den Sieg gebracht haben, weil beim Laufen das „Schmalz" in den Armen und Beinen und eine gute Technik von ausschlaggebender Bedeutung sind. Die Länge der Stöcke ist natürlich dem „Stil" angepaßt, den der einzelne läuft, und ob es nun ein bei der Olympiade abgeguckter Norweger-, Finnen-, Schweizer- oder auch ein kombinierter Stil ist, ist eine Angelegenheit des Pimpfen und geht niemand was an.

Neben der „Technik" des Laufens weiß der Pimpf vor allem übers „Wachseln" Bescheid. Er hat ja schließlich während der Olympiade nicht umsonst die Brettln beiseite gestellt, sich die Augen herausgeschaut und in den Wachssäcklein der Nordländer herumspioniert. Und das richtige Wachseln ist halt ein halber Sieg und ein großes Geheimnis, und wenn man schließlich alle in- und ausländischen Wachse kennt und da selbst noch mit geklauten Stearin- oder Christbaumkerzen Schiwachs mischt und dabei den an sich so kleinen Geldbeutel schont, da muß der Erwachsene schon glauben, daß der Pimpf, wenn er noch dazu eine Handvoll Schnee sachkundig durch die Finger gleiten läßt, bestimmt das richtige Wachs nimmt. Übrigens ist ja das Wachs noch anderweitig ein guter Helfer, denn hat man wirklich einmal im Wettkampf schlecht abgeschnitten, so kann man sich immer noch damit entschuldigen, daß man sich „verwachselt" hat.

Die große Sache ist der Wettkampf. Und da geht man ran und fährt den Fähnchen nach und nimmt alle Geländeschwierigkeiten hin. Im Wettkampf wird sich der Werdenfelser Pimpf nie über Schwierigkeiten, über Harsch oder Eisplatten beschweren, nur wenn die Laufstrecke zu leicht war, dann war's a „Krampf".

Das Fähnlein Garmisch-Partenkirchen hat auch seine Kanonen: Da Ostler Martin, nach seinem Hausnamen genannt „Pasch“, is Jungzugführa. In sei'm Jungzug san natürli nur Schigrößen. Er selbst is a Kanona. Bis jetzt hat er in sei'm Jahrgang fast nur den „Ersten“ g'macht. Mir wart'n scho, daß er amal abg'hängt werd, sonst bild' a si vielleicht amoal z'vui ei. Auß'm Dienst hoat a net 's Jungvoikkappi auf, sondan d' Rennmütz'n, weil ma da bessa renna ko. In da Eishockeymannschaft vom Jungvolk is a Torwart. Do hoaß'n s'n nur an „Eckinger“, nämli deswegen, weil a im Tor genau so drin steht und an Hintan nausstreckt und d' Latt'n groad so hebt. Wenn a im Tor steht, kaut er ständig, weil ja da Eckinger a allaweil an Kaugummi im Maul hoat. Und angeb'n tuat a wie da kanadische Torwart von da Olympiade, er dirigiert de andan ständig, aber er tuat a sei Sach' und laßt net leicht d' Scheib'm nei ins Tor. Wenns aba doch passiert, na warn de andan schuld.

In sei'm Jungzug hoat a natürli pfundige Kerle und jeda hoat so sei Eig'nart. Daß a jeda neb'm da Pimpfmütz'n nu a Rennkappi hoat, is klar. Daß jeda sei'n Silbaschie drobm hat, das Zeichen, daß er a schon amal an Abfahrtslauf g'wunna hoat, is begreiflich, und wenn oana amal statt an Lederknoten sein Hirschhornschiaba hi tuat, is des koa Unglück, des is a sei Talisman beim Schifahrn.

Schaug das nur o! Unsere Pimpfen san pfund's Kerle und des is d' Hauptsach'. L. S.

Der Sprung aus dem zweiten Stock

Wenn ein Lager, in dem eine gute Kameradschaft geherrscht hat, zu Ende geht, so liegt über den letzten Stunden stets eine eigenartige Stimmung. Alles packt schweigend an den Affen herum und das letzte gemeinsame Erlebnis ist das gemeinschaftliche Matratzenklopfen. Aber diesmal schien doch noch eine größere Sache zu steigen; denn einer kam plötzlich auf die verrückte Idee, einen Sprung hoch oben aus dem zweiten Stockwerk der Baude zu versuchen. Gewiß, unten lag ja fast ein Meter Schnee und mit einer Schaufel konnte man einen Berg an die zwei Meter hoch türmen, dann war es nur noch vier Meter hoch und ganz ungefährlich. Aber trotzdem, Mut gehörte dazu.

Alle Baudeninsassen versammelten sich erwartungsvoll unterhalb des Schlafraumfensters, von dem der Sprung ausgeführt werden sollte. Sogar Alex, der Herbergsvater, hatte sich dem Kreis zugesellt. Und dann erschien der erste im Fensterrahmen, schwang sich kühn auf die Fensterbank und sauste in elegantem Fußsprung in den bereitgeschaufelten Schneeberg. Alles war glatt abgegangen. Nun war es klar, was einer wagte, wagten alle. Und so sprang jeder. Mancher mit einem Lachen, ein anderer mit ernstlich-verkrampftem Gesicht, oft tief bis zu den Ohren in den Schnee hinein.

Nur einer war nicht unter den kühnen Springern: Wolf. Er war nirgends zu sehen. Er sollte eigentlich am Anfang des Lagers unser Schilehrer sein. Wir hatten uns aber, als wir die ersten Begriffe der Schikunst in unsern Beinen hatten, bald selbständig gemacht. Und Wolf schien dies auch ganz lieb zu sein. Jedenfalls war er den ganzen Tag draußen, irgendwo im Gelände, und abends erzählte er uns dann oft haarsträubende Sachen, von tollkühnen Schußfahrten von 60-Grad-Hängen, an deren vereistem Fuß dann meistens noch ein wildes Gebirgswasser toste, über das zufällig nur ein 30 Zentimeter breiter Steg führte, der dann nach drei „Gerissenen“ doch noch glücklich überquert werden konnte.

Wolf war nirgends zu finden. Alles suchte und schrie. Im Schlafraum war er nicht, in der Küche war er nicht. Schließlich fanden wir ihn in der hintersten Ecke des Tageraumes auf der Ofenbank. — Nach langem Sträuben und vielen Ausreden stand er doch endlich oben auf der Fensterbank.

Und dann sprang er, der sonst so tolle Springer. Und wie er sprang. In seiner Angst hatte er im letzten Augenblick noch mit der rechten Hand versucht, das Fensterkreuz zu erreichen und dadurch überschlug er sich fast. Wolf macht „Salto mortale“, lachten wir laut. Unter Geschrei und Schneegestöber war er auf dem Berg gelandet. Passiert war ihm natürlich nichts, dazu war der Schnee zu weich. Er gestand uns dann, daß ihm leider der Überschlag, den er sich vorgenommen hatte, mißlungen war.

Auf jeden Fall war Wolf der Held der letzten Lagerstunden geworden. Dann hakten wir uns alle noch einmal unter, und mit dem Gesang unseres Lagerschlagers „Zwoa Brettl, a g'füriger Schnee“ ging es in lustiger Reihe das letztemal um die Baude herum, in der wir vierzehn herrliche Lagertage verbracht hatten.

W. Harder.

Onkel muß helfen

Es ist noch nicht lange her, als ich bei Verwandten zu Besuch war. Besonders hatte sich meine kleine Nichte über mein Kommen gefreut. Nun konnte sie doch ihren Freundinnen gegenüber mit ihrem „Onkel Schriftsteller“ gewaltig auftrumpfen. Sie war der Mittelpunkt ihrer Freundinnen und ich der Mittelpunkt des Gespräches geworden.

Ich war erst zwei Tage in dem Städtchen, da hatte meine Nichte großen Besuch. Alle ihre Freundinnen waren versammelt und es herrschte eine ausgelassene Stimmung. Aber plötzlich höre ich vor meiner Tür ein Scharren, Murmeln und Quietschen. Sonst war alles mucksmäuschenstill. Und dann auf einmal ein heftiges Wortgefecht.

Der Sache mußte ich doch auf den Grund gehen. Mit einem Ruck mache ich die Tür auf. Da standen sie nun alle. Keine sagte einen Ton, ob aus Ehrfurcht vor meinen schriftstellerischen Eigenschaften oder vor Schreck, weiß ich nicht. Das dauerte nur einen Augenblick, und schon plapperten alle auf einmal auf mich ein. Erst allmählich wurde ich schlau aus der Sache. Ich sollte hier einen Streit schlichten. Die Mädel waren sich ganz einfach in die Haare geraten über das Aussehen und die Tätigkeit der Frau bei den alten Germanen. Was die Mädel doch so für Sorgen hatten, früher hätten sie an so etwas bestimmt nicht gedacht. Wahrscheinlich waren sie aber gerade wieder von ihrem Gerede über mich mitten in die Literatur gekommen.

Aber nun mußte ich eine arge Enttäuschung erleben: Meine Erklärungen erschienen den Mädeln nicht glaubhaft. Nicht einmal meine Nichte glaubte mir. Da war ja meine ganze Autorität gewaltig ins Wanken geraten!

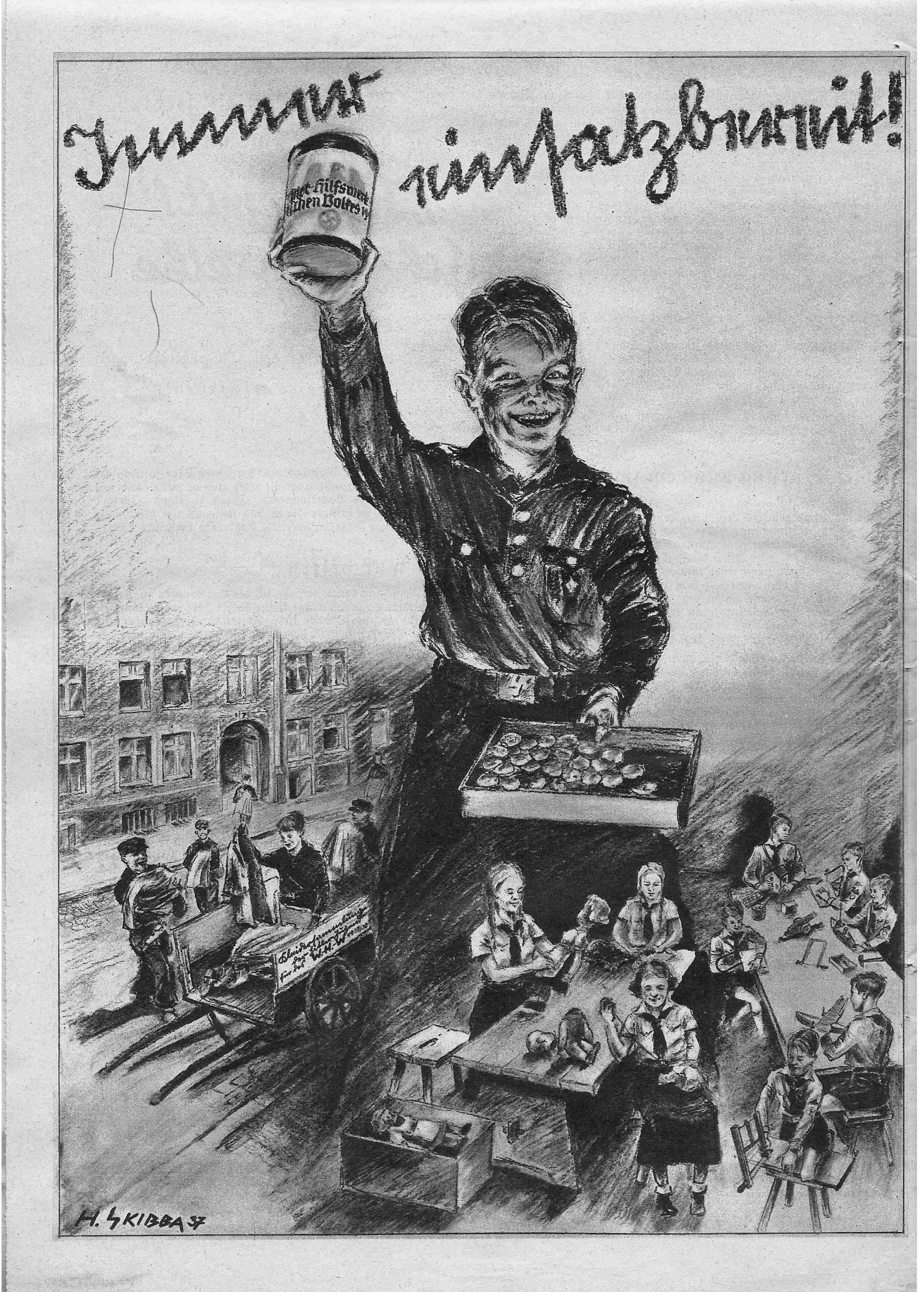
Da kam mir der rettende Einfall. „Also, ich werde es euch beweisen, daß ich doch recht habe“, rief ich. Ging an meinen Koffer, holte einige Zeitschriften heraus und hatte schließlich auch „Hilf mit!“ darunter gefunden. Da zeigte ich einen Artikel, der das Leben unserer Vorfahren ausführlich schilderte und meine Erklärungen bekräftigte. „Na, wer hat nun recht?“ fragte ich.

Zuerst machten alle recht dumme Gesichter. „Ja, wenn es in „Hilf mit!“ steht, dann muß es ja stimmen“, sagten sie endlich.

Von diesem Tage an ist ihre Achtung vor dem „Onkel Schriftsteller“ noch um eine gehörige Portion gestiegen. Und ganz besonders stolz ist jetzt meine kleine Nichte über „ihren“ Onkel.

Rolf Roland.

„Hilf mit!“ erscheint monatlich. Herausgeber: NS.-Lehrerbund. Hauptschriftleiter: Henrich Hansen, Stellvertretender Hauptschriftleiter: Heinz Görz, beide Berlin. Druck und Verlag: Verlagsanstalt H. A. Braun & Co., Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23. — Nachdruck verboten. Alle den Inhalt betreffenden Zuschriften, Beiträge usw. sind zu richten an: Schriftleitung „Hilf mit!“, Berlin-Tempelhof, Alboinstr. 19/23, Fernruf: 756456. — Rücksendung unverlangter Manuskripte nur gegen Rückporto.


Immer einsatzbereit!
H. SKIBBA 37